

87 I 221
LAUSCHMANN Irene
Friedhofweg 7
6064 R u m

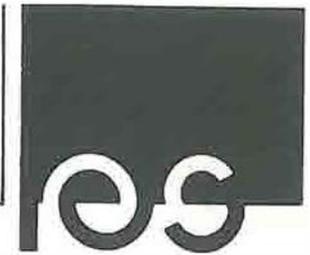
P.b.b. Verlagspostamt 4020 Linz

L O S Nr. 20/21, 6. Jahrgang, September 1988

res



Medien und Öffentlichkeit



Impressum

Herausgeber:
Arbeitsgemeinschaft LOS
c/o Kurt Schneider,
Blumengasse 21/6, 1170 Wien

Medieninhaber (Verleger):
Arbeitsgemeinschaft LOS
c/o Klaudia Karoliny,
Hallestraße 1/2, A-4030 Linz

Druck: eigene Vervielfältigung

Bankverbindung:
Zentralsparkasse der Gem. Wien
Kto.Nr. 542 143 705
(ARGE LOS, Elisabeth Hyrtl)

Offenlegung nach § 25 Mediengesetz:
Grundlegende Richtung des Medlums -
Zeitschrift gegen Aussonderung mit
dem Ziel, Zustände und Mißstände
aufzuzeigen sowie Alternativen
vorzustellen und zu fördern.

Layout: Günther W. Trübswasser

Bezugsbedingungen:
Erscheinungsweise vierteljährlich
Einzelpreis öS 30,- (DM 5,-)
Doppelheft öS 50,- (DM 9,-)
Abo (4 Hefte) öS 100,-
(Ausland öS 120,-)
Abo-Bestellungen/Probehefte bei
Klaudia Karoliny,
Hallestraße 1/2, A-4030 Linz

Kontaktadresse für Inserate:
LOS-Verlag (Karoliny)

Redaktion Wien
Kontaktadresse:
Anna Maria Hosenseidl
Brauhausgasse 8/1/6,
1050 Wien, Tel. 5579354

Otto Amlanger
Tasso Bogg
Bernadette Feuerstein
Marlies Feuerstein-
Sutterlüty

Traude Fenzi
Rudolf Forster
Erwin Hauser
Elisabeth Hyrtl
Anita Jlrchar
Raimund Kosovic
Angelika Laburda
Christine Petloky
Kurt Schneider

Redaktion Linz
Kontaktadresse:
Klaudia Karoliny
Hallestr. 1/2, 4030 Linz

Gaby Bacher
Michael Bacher
Johannes Neuhauser
Christian Rachbauer
Günther W. Trübswasser

Redaktion Salzburg
MOHL Salzburg
Elisabethstr. 14,
5020 Salzburg

Redaktion Innsbruck
Kontaktadresse:
Volker Schönwiese
Achselkopfweg 1
6020 Innsbruck
Tel. 05222/88534
tagsüber:
05222/ 724 K1.3545

Helmut Schiestl
Ernst Schwänninger

Redaktion Graz
Peter Nausner
St. Peter Hauptstraße
33d/14, 8042 Graz

Redaktion München
Kontaktadresse:
Josef Giger
Giardinistr. 150
D-8000 München 70

Anleitung zur Fertigstellung der Titelzeichnung:
bitte verbinden Sie die Punkte 1 bis 95 mit
geraden Linien!

(alle Zeichnungen in diesem Heft:
Günther W. Trübswasser)

Inhaltsverzeichnis

Betroffene berichten:	
Medien und Behinderte	4
Wo bleibt die Moral?	6
Interview mit Georg Freund	11

von der Praxis zur Theorie:	
Anmerkungen zur bildlichen Darstellung behinderter Menschen in den Massenmedien . .	16
Botschaft an die Mediennmacher	22
A propos "Charta . . ."	29
Soziale Rehabilitation und Öffentlichkeits- arbeit	34
Blick über die Grenzen:	
Peter Radtke - Ein multimediales Ereignis . .	38
Sozialpolitische Initiativen wider den Zeitgeist	45

Berichte und Kommentare:	
Der rote Punkt	52
Nicht auszurotten	54
Symposium	55
Buchbesprechungen	57

Editorial

Behinderung und Behindertsein werden heute nicht mehr als ausschließlich privates Schicksal verstanden, mit dem jede(r) fertigwerden muß, so gut es eben geht. Der öffentliche Umgang mit Behinderung läuft immer auf mehreren Ebenen ab: Die Errichtung oder die Abschaffung baulicher oder beruflicher Barrieren ist ebenso ein Teilbereich davon, wie die Errichtung oder Abschaffung von Barrieren in den Köpfen der Menschen durch die Art und

Weise, wie die Themen behandelt werden.

Die Rolle der modernen Massenmedien ist dabei alles andere als eindeutig: Ausgestattet mit der Möglichkeit, authentisch zu informieren und damit Barrieren abzubauen, scheinen sie andererseits Mißbrauch oder zumindest unerfreuliche Eigendynamik schon einprogrammiert zu haben, wie z.B. der angebliche Zwang zur Sensationsmeldung, zur attraktiven optischen Aufbereitung auf Kosten der Wahrhaftigkeit, zur Zerstückelung und Oberflächlichkeit der Information, zur Vermischung von Information (altmodisch: "Aufklärung") und Unterhaltung (häufig: Vernebelung). Ob diese Zwänge echt sind oder nicht, ist nicht wichtig, so lange sie wirksam sind und den Diskurs über Behinderung bestimmen. Andererseits kann ein "so ist es halt einmal" kaum befriedigen, und man sucht doch immer wieder nach Möglichkeiten für brauchbare Berichterstattung und Darstellung.

Wir haben also versucht, uns dem Thema "Medien und Öffentlichkeitsarbeit" von verschiedenen Seiten her zu nähern und können in diesem LOS recht unterschiedliche Aspekte präsentieren, wie es immer so schön heißt.

Ohne jetzt in postmodernen Unübersichtlichkeitswahn zu verfallen, der ja dann meist zur Handlungsunfähigkeit führt: Es ist wirklich alles sehr kompliziert und vielschichtig; und wir halten es für wichtig, sich mit dieser Kompliziertheit auseinanderzusetzen, weil man sie dann auch besser nach außen vertreten kann: Natürlich sind sich nicht alle Behinderten einig, Herr Journalist (Frau Journalistin), sind denn alle Journalisten ein Herz und eine Seele?

Die Struktur des vorliegenden Heftes ergab sich aus einigen Ansatzpunkten, die uns wichtig erschienen sind - wir behaupten wahrhaftig nicht, das Thema erschöpfend behandelt zu haben, dazu bräuchten wir eine eigene Zeitschrift.

Für den ersten Teil - Berichte von Betroffenen - hatten wir ursprünglich noch

einige Autor/innen/en vorgesehen, die uns dann leider hängenließen. Trotzdem hat sich ein schöner Überblick ergeben: Barbara Böhner berichtet über die Probleme, die Journalist/inn/en mit "Behinderten-themen" haben, Peter Singer als Betroffener skizziert seine Vorstellungen von einer brauchbaren Berichterstattung und Georg Freund schildert seinen Werdegang als "behinderter" Journalist.

Wir konnten es auch nicht lassen, uns um die theoretischen und wissenschaftlichen Grundlagen zu kümmern: Bernard/Hovorka nehmen die Strickmuster unter die Lupe, die insbesondere die bildliche Darstellung von Behinderung bestimmen. Im Rahmen eines Forschungsprojekts "Soziale Rehabilitation und Öffentlichkeitsarbeit" wurde eine "Charta" zur Darstellung behinderter Menschen in den Medien entwickelt: Heinrich Schmid und Jeff Bernard nehmen dazu Stellung. Da wir finden, daß man/frau allemal von anderen lernen kann, sind wir nach München gefahren und haben dort mit Peter Radtke (Arbeitsgemeinschaft Behinderte in die Medien e.V.) sowie mit Anneliese Mayer und Heinz Schulze (Arbeitsgemeinschaft sozialpolitischer Arbeitskreise) gesprochen. Ja, und dann gibt es noch Kurzberichte und Kommentare zu aktuellen Ereignissen und jede Menge Anregungen für Lesestoff.

Im Dokumentationsteil bringen wir ein paar eindrucksvolle Beispiele für Behindertenberichterstattung in den Printmedien (auch als Illustration zum Beitrag von Bernard/Hovorka).

Wir haben, wie gesagt, jetzt einmal mit der Aufarbeitung begonnen, Material ist reichlich vorhanden, aber irgendeine ersprißliche Entwicklung ist nur in Zusammenarbeit möglich. Will heißen: Wir wünschen uns Stellungnahmen, Kritik, Erfahrungsberichte, Anregungen, Diskussionen - das Thema ist wichtig genug, weiterverfolgt zu werden, gerade in Zeiten wie diesen.

Für die Schwerpunktredaktion
Jeff Bernard, Susanne Pribitzer, Kurt
Schneider

Medien und Behinderte

Barbara Büchner

Wenn bei Redaktionskonferenzen der Satz fällt: "A Behinderteng'schicht - wer wills machn?", dann ist die Antwort für gewöhnlich frostiges Schweigen. Berichterstattung über Behinderte ist im allgemeinen ein ungeliebter Job. Berichterstattung über Behinderte heißt nämlich nicht selten:

- * im voraus wissen, daß der Chefredakteur von dem Thema nicht entzückt sein wird ("die tristen Sozialg'schichten liest uns kein Mensch")
- * wissen, daß man sich bei einigermaßen kritischer Berichterstattung höchstwahrscheinlich mit irgendeinem medizinischen oder behördlichen Großkopfer in die Haare gerät und sich dort in Zukunft nicht mehr blicken lassen kann,
- * sich auf die eigene psychische Belastung einstellen, die unter Umständen zermürbend ist; ich habe Kollegen erlebt, die noch wochenlang nach einer Reportage mit Depressionen oder der hilflosen Wut, nichts ändern zu können, kämpften,
- * sich der Aggression von Menschen stellen, die zu Journalisten ein ausgesprochen zwiespältiges Verhältnis

haben und mit dem Bericht auf jeden Fall unzufrieden sind.

"Warum schreibst net was?" ist eine Frage, die jeder Journalist bis zum Überdruß hört. Als ob es mit dem Schreiben getan wäre! Geschriebenes muß auch angenommen und gedruckt werden - was von Chefredakteur und Herausgeber abhängt. Und die wiederum sind davon abhängig, was Inserenten und Leserschaft wollen. Das Zeitungsgeschäft ist nun einmal ein vielfach verknotetes Geflecht aus moralischem Auftrag und nacktem Kommerz, und in diesem kommerziellen Bereich zählen Behindertengeschichten in 90 Prozent der Fälle zu den unverkäuflichen Ladenhütern.

Wo es um Kritik an einem System, einer Institution, einer Anstalt oder Person geht, spielt sich die Sache häufig so ab: Der/die Journalist/in bringt den Artikel - die kritisierte Institution ruft empört bei der Zeitung an, droht (je nachdem) mit Intervention bei höchsten Stellen, mit Beschwerden, mit gerichtlichen Klagen, mit Entzug von Inseraten - und wenn sie einigermaßen wichtig ist, wird sie besänftigt, indem in einer der

nächsten Nummern ein Jubelartikel erschaint, in dem der kritische Journalist und alle seine Informanten als Querulanten und Paranoiker hingestellt werden: Ist doch eh alles paletti, was wollts?!

Findet man aber nichts zum Kritisieren, ist man ehrlich begeistert von einer Idee, einer Institution, einer Reform, so zischelt es hinterm Rücken: "Natürlich - sind ja alle gekauft, bestochen, geschmiert, diese Lohnschreiber ...". Oder, wahlweise: "Die naiven Tschapperln haben's wieder fest zum Narrn g'halten ...". Ich will gar nicht bestreiten, daß einem das passieren kann, daß man guten Glaubens über die Schokoladenseite berichtet, während hinter der Fassade Skandalöses passiert. Oft müßte man monatelang interviewen, beobachten, mitleben, um einen wirklich treffenden Bericht zu schreiben. Aber wer könnte sich das leisten, für die zwei- oder dreitausend Schilling, die einem freien Mitarbeiter eine Reportage bringt? (Und die Fixangestellten haben natürlich nicht die Zeit, sich so zu engagieren.)

Reportagen über Behinderte bedeuten immer eine seelische Belastung. Journalisten sind Menschen - und als solche verletzlich, wo sie mit Leid, mit Schwierigkeiten, mit trostlosen Lebenssituationen konfrontiert werden. Ich weiß, es gibt da und dort Aasgeier, - "Vier Kinder verbrannt - wir sprachen mit der Mutter" - aber zumeist sind jene Kollegen, die sich des ungeliebten Themas 'Behinderte' annehmen, ehrlich engagiert und entsprechend betroffen. Und sie geraten dann am ehesten in die emotionelle Zwickmühle: Cool bleiben, aber nicht kaltschnäuzig wirken; Anteil nehmen, ohne das verpönte Mitleid zu zeigen; den anderen als Mensch akzeptieren, aber nicht allzu menschlich reagieren, wenn er/sie sich als unsympathisches Exemplar erweist ... und mit der eigenen verworrenen Gefühlslage fertig werden: dem Schuldgefühl, selbst gesund zu sein (jawohl - das hat man!) und der Angst, abgelehnt und angegriffen zu werden, in die sich wieder Schuldgefühle und Hilflosigkeit mischen. (Einem ungeschriebenen Gesetz zufolge sind nämlich Behin-

derte von der gesellschaftlichen Verpflichtung, sich manierlich zu benehmen, befreit. Sie dürfen ihren Groll, ihre Bitterkeit, ihre schlechte Laune ungehindert auslassen, und wehe, man wehrt sich - das ist faschistoid.)

Generell gesagt: Wir Journalisten sind immer froh, wenn der Interviewpartner (gerade bei heiklen Geschichten) kooperativ ist - schließlich hat er/sie dem Interview ja freiwillig zugestimmt - und nicht sofort anfängt, einen stellvertretend für die ganze Gesellschaft zu prüfen.

Letztendlich ist die Frage schwierig zu beantworten, wie man ein Behindertenthema präsentieren sollte. 'Negative', schockierende Geschichten von Leid, Elend, Armut und Depression provozieren unter Umständen die Reaktion: "So a Jammer, - 's wär besser, man lasset's gar net leben!" Auf 'positive' Geschichten von erfolgreichen und zufriedenen Behinderten folgt jedoch eventuell die Reaktion: "Na also - eh alles klaß, was wolln's denn noch?" Und von den Behindertenlobbies kommt der wütende Angriff, hier würde anhand von 'Alibikrüppeln' ein kollektives Problem zum 'subjektiven Betroffensein' verharmlost ... Man bewegt sich hier unablässig in einer Art elektrisch geladenem Netz aus tausend Empfindlichkeiten, in dem es immer wieder zu Entladungen kommt. Es ist auf allen Seiten so viel Groll im Spiel, so viel Angst, Bitterkeit, Paranoia, Eifersucht, Wut und Verletzbarkeit wie kaum bei einem anderen Thema, so viel erzwungene Rücksichtnahme und Höflichkeit, so viel Heuchelei, so viel seelische Spannung.

Ich persönlich bin nicht glücklich mit der Art, wie über 'Behinderte' berichtet wird - als wäre das eine homogene, von allen anderen abgegrenzte Bevölkerungsgruppe. 'Die Behinderten' gibt es so wenig wie 'die Alten', 'die Frauen', 'die Ausländer'. 'Behinderung' an sich ist ein derart schwammiger und verwaschener Begriff, daß damit eigentlich nichts anzufangen ist. Und dementsprechend schwammig ist dann oft die ganze Thematik ...

Wo bleibt die Moral?

Peter Singer

Behinderte Menschen kommen in den Massenmedien kaum vor. Und wenn doch, dann vorzugsweise nur auf zwei Arten: Entweder werden sie als bemitleidenswerte Wesen hingestellt (Dies geschieht vor allem dort, wo es darum geht, die Spendefreudigkeit der Bevölkerung anzuheizen!), oder sie werden in einer solch penetranten Weise als "mutig", "tapfer", "großartig", ... geschildert, daß es schon kitschig wirkt!

Von beiden Darstellungsarten fühlen sich die Betroffenen unangenehm berührt! Denn erstens wollen sie gar nicht, daß man ihr Tun und Handeln als etwas Besonderes hervorhebt! Und zweitens stimmt es nicht, daß sie immer auf das Wohlwollen spendenfreudiger Bürger angewiesen sind. Selbst Leute, die niemals im Beruf stehen konnten, sind aufgrund unserer österreichischen Sozialgesetzgebung soweit versorgt, daß sie ein (zwar bescheidenes! aber) sicheres Dasein führen können.

Nun gilt es als journalistische Binsenweisheit, daß ein Bericht, ein Artikel, ein Film, ein Kommentar, eine Rundfunk- oder TV-Sendung so aufbereitet sein muß, daß sich der Leser, der Hörer, der Betrachter durch ihn (durch sie) angesprochen fühlt. Und das tut er nur, wenn das mit der dementsprechenden "Action" gemacht wurde! In einem Fernkurs für "Technik der Erzählkunst" stand einst zu lesen, eine Geschichte, o.ä. gehöre vom Erzähler 'übertrieben stark' formuliert, damit sie vom Leser als 'normal spannend' empfunden werde.

Gerade heute sind viele von uns wirklich schon derart medienübersättigt, daß es bereits der gefinkeltsten Journalistenmethoden bedarf, um bei ihnen Interesse zu erwecken. Und wenn es da eben darum geht, über Behinderte etwas zu berichten bzw. für sie etwas zu bewirken, dann zieht

halt das Übertreiben und das Überzeichnen mehr, als wenn etwas nur als entsprechender Sachverhalt dargestellt wird.

Doch wo bleibt die Moral? - Es ist sicherlich richtig, daß es viele behinderte Menschen gibt, die der Hilfe tatsächlich bedürfen! Behinderte Menschen, die niemals voll am gesellschaftlichen Leben teilnehmen können! Behinderte Menschen, denen ewig die Bestätigung durch den eigenen Beruf versagt bleiben wird. Behinderte Menschen, die zur Resignation neigen oder gar keine Möglichkeit haben, ihrer Situation zu entfliehen! - Für sie mag es wie Balsam auf ihre "wunde" Seele sein, wenn man ihr Schicksal tränen-drückerisch formuliert und es medial vermarktet.

Aber ebenso gibt es Menschen, die sich trotz schwerster Beeinträchtigungen nicht unterkriegen lassen! Werden sie jedoch ohne Unterlaß mit den anderen in einen Topf geworfen, dann haben sie nicht nur mit den eigenen Hemmnissen zu kämpfen, sondern müssen sich dazu auch noch gegen die falsche Einstellung der Allgemeinheit zur Wehr setzen. Eine Belastung, die oft übermenschliche Kräfte erfordert und an den Nerven zehrt!

Darüber sollten sich Medienakteure schleunigst einmal klar werden, bevor sie zu Feder, Schreibmaschine, Fernsehkamera, Filmapparat oder sonstigem greifen, und damit Auffassungen in die Welt setzen, die oft von Falschheit strotzen und zugleich die Betroffenen bei vielen Leuten in ein nicht mehr korrigierbares Licht der Armseelig- und Bedauerungswürdigkeit rücken!

Dazu einige Beispiele:

Im Zusammenhang mit der Einstellung eines "Familienwaggons" bei der ÖBB stellt Alexander Russegger etwa die Forderung auf, daß behinderten Menschen auf der Bahn ein ermäßigter Tarif gewährt werden

sollte. So berechtigt diese Forderung ist, so sehr werden in diesem Artikel etliche sträfliche Schnitzer gemacht: Da fällt zunächst der Ausdruck "Behinderte", was mehr als falsch ist, weil es stets heißen sollte: 'Der behinderte Mensch', oder: 'Die behinderte Person'. Weiters wird von "Vergünstigung" und "gratis" gesprochen, was in bezug auf eine solche Thematik ebenfalls gefährlich ist, da - wie oben bereits angesprochen - ein behinderter Mensch bei vielen ohnedies bereits das Image des "Ärmlings" besitzt und Formulierungen wie diese eine derartige Meinung natürlich noch unterstreichen. Genauso schwerwiegend und für viele irreführend in diesem Artikel sind auch die Worte "Pflegezuschuß" und "Kinderbeihilfe". Weder der eine noch der andere Begriff sind dabei exakt wiedergegeben. So heißt es nicht "Pflegezuschuß" sondern "Pflegegeld", was gerade deswegen so wichtig ist, weil das Wort "Zuschuß" eher nach 'Almosen' bzw. als 'von irgend wessen Gnaden kommend' klingt, währenddessen das Wort "Pflegegeld" als fester Begriff im Sozialrecht (Landes-Behindertengesetz) verankert ist. Ein Faktum, über das ein Redakteur, der darüber schreibt, eigentlich Bescheid wissen sollte!

Ein anderer Fall ist der Artikel von Helga Lehner, wo sie über den Aufbau und den Betrieb einer Behinderten-Werkstätte berichtet, dabei aber Formulierungen verwendet, die ganz und gar nicht dazu angeht, den Negativruf über behinderte Menschen zu zerstreuen! So wird über die Auftragsvergabe an diese Werkstätte (Wäscherei) in der Art gesprochen, als wenn sie nur aus Mitleid erfolge, damit die in diesem Betrieb Beschäftigten etwas zu tun hätten. Über die Institution wird an einer bestimmten Stelle als von einem 'Auffangbecken' gesprochen, was so sehr danach klingt, als wenn hier wirklich nur jene Unterschlupf finden, die nirgendwo anders mehr eine Chance haben, eine Beschäftigung zu finden. Ebenso wird erwähnt, daß es sich bei sehr vielen der in dem Betrieb Tätigen um ehemalige Sonderschüler handelt. Eine Feststellung, die gerade in einem solchen Artikel mehr als unnötig ist. Denn erstens ist es in bezug

auf Wäschereiangestellte, die dort bereits seit langem den Beweis ihrer Tüchtigkeit erbracht haben, völlig irrelevant, wo und auf welche Weise sie ihre Schulausbildung erhalten haben. Und zweitens sollten sich Redakteure, die sich brüsten, die Seele ihrer Leserschaft zu kennen, mit dem Begriff "Sonderschule" differenzierter umgehen!

Ähnlich falsch - doch um etliches noch unverschämter - der Beitrag von Peter Grolig über die "Wiener Geschützte Werkstätten GmbH". Es handelt sich hier um einen Betrieb, der in erster Linie psychisch kranke Menschen beschäftigt. Dabei dient diese Einrichtung von Haus aus eher nicht als Dauerarbeitsplatz, sondern ist mehr nur als Übergangslösung bis zu dem Zeitpunkt gedacht, wo jemand wieder die Möglichkeit hat, am freien Arbeitsmarkt eine Anstellung zu finden. Allein schon der Titel hinterläßt den Eindruck, daß es sich hier um ein stupides Menschenmaterial handelt, das mit Hilfe von Arbeit nur in Bewegung gehalten werden muß, damit es nicht völlig verkommt. Die ebenfalls aus dem Titel stammenden Worte "Lassen Sie ... für sich arbeiten!" könnten ein Wahlspruch aus der Kolonialzeit sein, in dem das 'niedere' und 'entrechtete' Volk der Sklaven für die Herrschaft zum Stümperlohn (oder gar umsonst) gearbeitet hat. Ein Satz, der ebenso in diesem Artikel vorkommt, lautet: "Im Rehabilitationszentrum Floridsdorf hat jedermann die Möglichkeit, Möbel anfertigen und reparieren zu lassen ..." Er hinterläßt den Eindruck, daß hier Leute die Möglichkeit haben, ihre gewöhnlichen und extravaganten Wünsche befriedigt zu bekommen, weil ja diese "Kranken 'unter der Knute des Aufsehers'" ohnedies alles machen "müssen"! Gravierend natürlich, daß mit einer solchen Art der Formulierung völlig die Tatsache verwischt wird, daß es sich hier um einen ganz gewöhnlichen Wirtschaftsbetrieb handelt, in dem Angestellte als normale Arbeitnehmer tätig sind, auf Urlaub gehen, sich reguläre Pensionszeiten erwerben, ein Privatleben haben, etc. Wo zu das besondere Herausstreichen, daß es sich hier um Personen mit einer psychischen Behinderung handelt? Wird doch da-

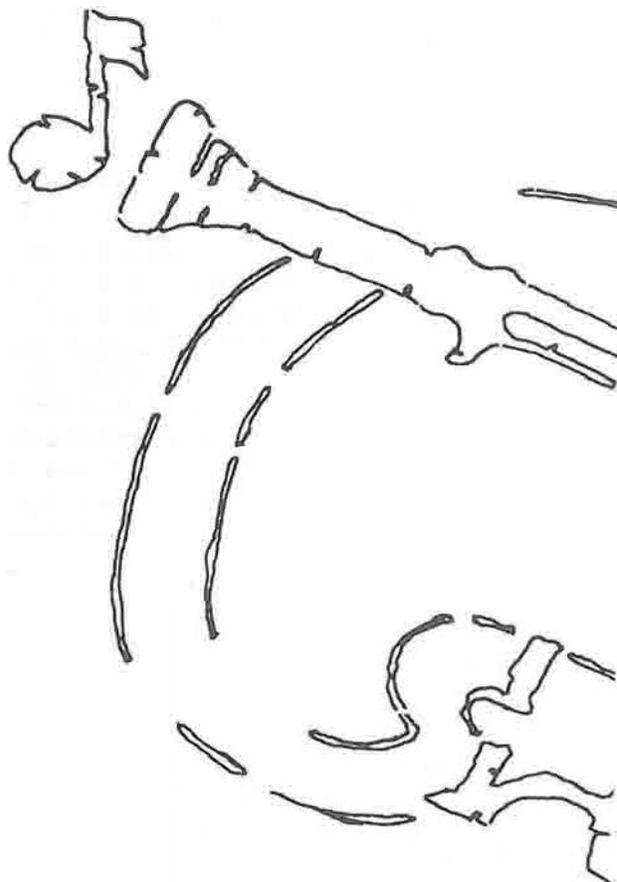
durch die Affinität zwischen Behinderung und Unfähigkeit förmlich heraufbeschworen und der behinderte Mensch weiterhin zur bedauernswerten Kreatur degradiert!

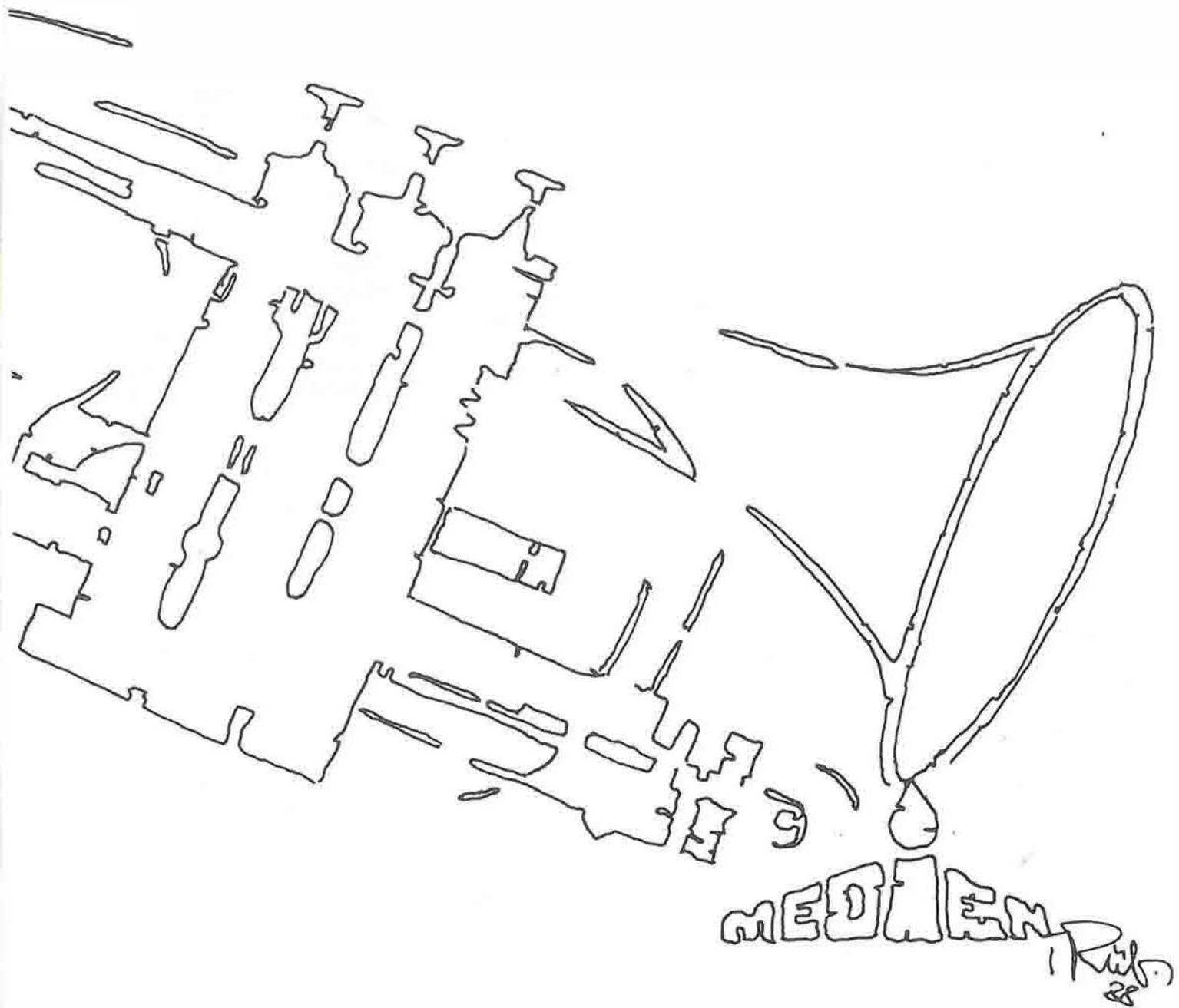
Oder Heribert Benesch beispielsweise betont über einen Oberschenkelamputierten, daß er trotz allem ein "gestandener Mann" sei und ein normales Eheleben führe. (Womit hier die Frage erlaubt sei, was denn amputierte Beine mit Sex zu tun haben? Abgenommen wurden ja die unteren Extremitäten und nicht der Penis.)

Und bei Erhard Techt ist es das immer wieder haarsträubend falsche Wort vom Behinderten, 'der an den Rollstuhl gefesselt ist'.

Die Liste der journalistischen Verfehlungen ließe sich hier noch endlos fortsetzen! Dabei könnte gerade mit Hilfe der Massenmedien eine wirksame Aufklärung über Behindertenprobleme betrieben werden. Denn obwohl sich in den letzten Jahren (primär seit dem "Jahr der behinderten Menschen 1981") einiges im Bewußtsein der Bevölkerung gegenüber den Problemen behinderter Menschen geändert hat, krankt es immer noch am wahren Erkennen der Bedürfnisse. Ist es doch nicht allein damit getan, sich zum Vorsatz der Integration zu bekennen, dabei aber nicht zu wissen, wie man es mit ihr angeht, d.h. was man für sie tun muß, damit sie Realität werden kann. Denn so schön es ist, wenn man weiß, daß behinderte Menschen das moralische Recht auf Anerkennung und Akzeptanz in der Gesellschaft haben (= soziologischer Aspekt der Integration), so wenig ist den Betroffenen damit geholfen, wenn es für sie darum geht, ihren praktischen Alltagsanforderungen Genüge zu tun.

Und genau hier wäre es an der Journalistik, an den Redaktionen, an den Schreibern und den "Machern", sich noch genauer über die einschlägigen Fakten zu informieren, bzw. sich von kompetenten Betroffenen die entsprechenden Hinweise zu holen. "Behinderung" und "Integration" sind keine statischen Begriffe. Sie sind nur dahingehend zu definieren und zu beschreiben, wo und wie sich eine physische





und/oder psychische und/oder geistige Einschränkung im "normalen" Leben auswirkt. Unzählige Einzelkomponenten gibt es hier zu bedenken: Medizinischen und soziologischen Details sind dabei genauso Rechnung zu tragen wie den Fragen nach der politischen Motivation einer Forderung bzw. dem Recht auf einen Anspruch gegenüber einem unmittelbaren Mitmenschen. Und niemals kann und darf eine Behinderung nur einseitig gesehen und geschildert werden: Während beispielsweise ein gehörloser Mensch auf einem ihm adäquat eingerichteten Arbeitsplatz eine durchaus vollwertige Arbeitskraft sein wird, wird er, wenn er im Konzert sitzt, sich eher als schwerbehindert fühlen müssen.

D.h. wann und wo immer Berichterstattung über Behindertenprobleme gemacht wird, sollte sie emotionslos sein und den Fakten entsprechen. Es sollte genau nach den verschiedenen Behinderungsarten und -ursachen unterschieden werden, die soziale Versorgung sowohl von den Termini als auch von den Anspruchsberechtigungen her eine exakte Darstellung erfahren. Dabei wäre es denkbar, daß Redaktionen, Sendeanstalten, u.dgl.m. sich endlich die Pflicht auferlegten, ihre Mitarbeiter für diesen Tätigkeitsbereich immer wieder erneut zu schulen. Neben der Vermittlung eines umfangreichen theoretischen Fachwissens sollten solche Kurse auch stets ergänzt werden durch Meinungen und Erfahrungen von behinderten Menschen selbst. Derzeit gibt es hier schon Personen, die sich als Referenten immer wieder zur Verfügung stellen. Weiters ist daran gedacht, im Rahmen der "Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für Rehabilitation" (ÖAR) einen "POOL" von Vortragswilligen zu schaffen, über welchen dann Personen für Lehrzwecke angefordert werden können. Eine richtige Behindertenberichterstattung soll und muß aber auch die immer noch in manchen Kreisen der Bevölkerung vorherrschende Meinung zu verändern versuchen, daß behinderte Menschen dem Staat ohnedies nur Geld kosteten und mit ihnen aber trotzdem nicht viel anzufangen sei! Gerade in den letzten Jahren konnten die einschlägigen Interessenverbände durch

ihre unermüdlige Aufklärungsarbeit und ihren eisernen Selbsthilfewillen immer wieder Möglichkeiten aufzeigen, wie ihrer Klientel zu helfen wäre, ohne daß dadurch der Allgemeinheit immense Kosten entstehen würden. - Aber nicht nur das! Mit der Durchsetzung bestimmter Ideen konnte bewiesen werden, daß mit einer sinnvoll betriebenen Behindertenarbeit auch Arbeitsplätze geschaffen und Einsparungen auf sozialbudgetärem Gebiet erzielt werden können. Gar nicht erst zu reden davon, daß Einrichtungen, die von einzelnen Vereinen zunächst nur für eigene Leute angelegt und durchgesetzt wurden, heute ein fester Bestandteil der allgemeinen freien Wohlfahrt sind, was bedeutet, daß in ihren Genuß auch Leute kommen, die zwar behindert sind, aber einem Behindertenverein im eigentlichen Sinn gar nicht angehören. Dazu einige Beispiele: Durch den Auf- und Ausbau des Behinderten-Fahrtendienstes konnten bis jetzt mehr als zehn Firmen sich in diesem Gewerbe etablieren und ca. 12 behinderte Menschen selbst da-



Arbeitskreis für Vorsorge-
und Sozialmedizin

Der aks sucht zum nächstmöglichen Termin eine(n)

FRÜHERZIEHER (IN)

zur

- ambulanten Förderung behinderter und behinderungsbedrohter Kinder im Vorschulalter (Hausbesuche, Behandlungsstellen)
- Elternberatung und -begleitung
- Zusammenarbeit mit integrativ geführten Kindergartengruppen
- Teilnahme und Mitwirkung an interdisziplinären Teams.

Die Tätigkeit erfolgt in interdisziplinär besetzten Behandlungsstellen. Es besteht die Möglichkeit zu weitgehend selbständiger Arbeit, die Inanspruchnahme von Fortbildungsbudgets wird angeboten.

In den regional aufgebauten Teams arbeiten Fachärzte, Logopäden, Physiotherapeuten, Früherzieher, Ergotherapeuten und Psychologen zusammen.

Bewerbungen werden erbeten an den

Arbeitskreis für Vorsorge- und Sozialmedizin
Wolffeggstraße 11, 6900 Bregenz,
z.H. Hr. Mag. Reinhard Schiemer

durch einen Arbeitsplatz finden. Mit der Errichtung einer Wohngemeinschaft wird behinderten Jugendlichen das Los des Aufenthalts in einem Pflegeheim erspart (= Humanaspekt) und damit auch Anstellungsmöglichkeiten für nichtbehinderte Arbeitnehmer geschaffen (Pfleger, Betreuer, etc.). Haben die Bemühungen Erfolg, so soll es einmal einen flächendeckenden "Mobilen Hilfsdienst" als Alternative zu der von vielen behinderten Menschen so sehr gefürchteten Heimunterbringung geben. Damit würden neben dem obig bereits erwähnten Humanaspekt der öffentlichen Hand die immens hohen Kosten für die Erhaltung bestimmter Heimplätze

erspart bleiben; es würden durch den Aufbau eines solchen Hilfsdienstes Arbeitsplätze (vor allem auch für Zivildienstler u.ä.) geschaffen werden; und es würde dadurch der behinderte Mensch der Wirtschaft auch weiterhin als Konsument erhalten bleiben. - Aspekte also, derer es genug sein müßten, daß sich die Medien damit auseinandersetzen könnten!

Denn gerade in einer Zeit, wo Worte wie "Sozialschmarotzer" frei und unverblümt herausgesagt werden, sollte mit einer solch heiklen Materie wie der der Behindertenproblematik bedachter umgegangen werden. ●

Interview mit Georg Freund

Susanne Pribitzer

Anmerkung: Georg Freund ist auf beiden Seiten des Abgrunds, der die Berichterstatter von ihren Opfern trennt, zuhause. Als Versehrtensportler mit spektakulären Leistungen (nur als Beispiel: Europa- und Österreich-Durchquerungen, Sieger in zahllosen Rollstuhlbewerben, Teilnehmer an Marathons, usw., usw. ist er beschrieben, interviewt, durchaus auch verkitscht und vermarktet worden. Ähnlich geht es vielen. Andererseits ist er Journalist und mischt auch organisatorisch im Medienbusiness mit, und zwar durchaus nicht nur bei Themen oder Publikationen, die mit Behinderung zu tun haben. Mich hat dabei vor allem dieser "sachfremde" Aspekt interessiert, bei dem Betroffenheit zwar hin und wieder mitspielt, aber

keine herausragende Rolle einnimmt.

LOS: Georg, wie bist Du zum Journalismus gekommen und wie siehst Du Deine Karriere heute?

Georg Freund: Begonnen hat das alles 1978; von einer Mitarbeiterin der Austria Presse Agentur (apa) wurde ich eingeladen, Meldungen zu Behindertenthemen zu schreiben und zwar in den Bereichen "Chronik" und "Inland". Begonnen hab ich im November - da kamen dann gleich die Weihnachtsbasare und Ähnliches ("seither hat sich wenig geändert", Anmerkung der Autorin). Es waren kurze Meldungen, zehn bis zwölf Bildschirmzeilen, aber ich war damit zufrieden, weil ich ja im Sport sehr engagiert war. In der Folge bekam ich dann immer mehr Arbeiten, die nichts

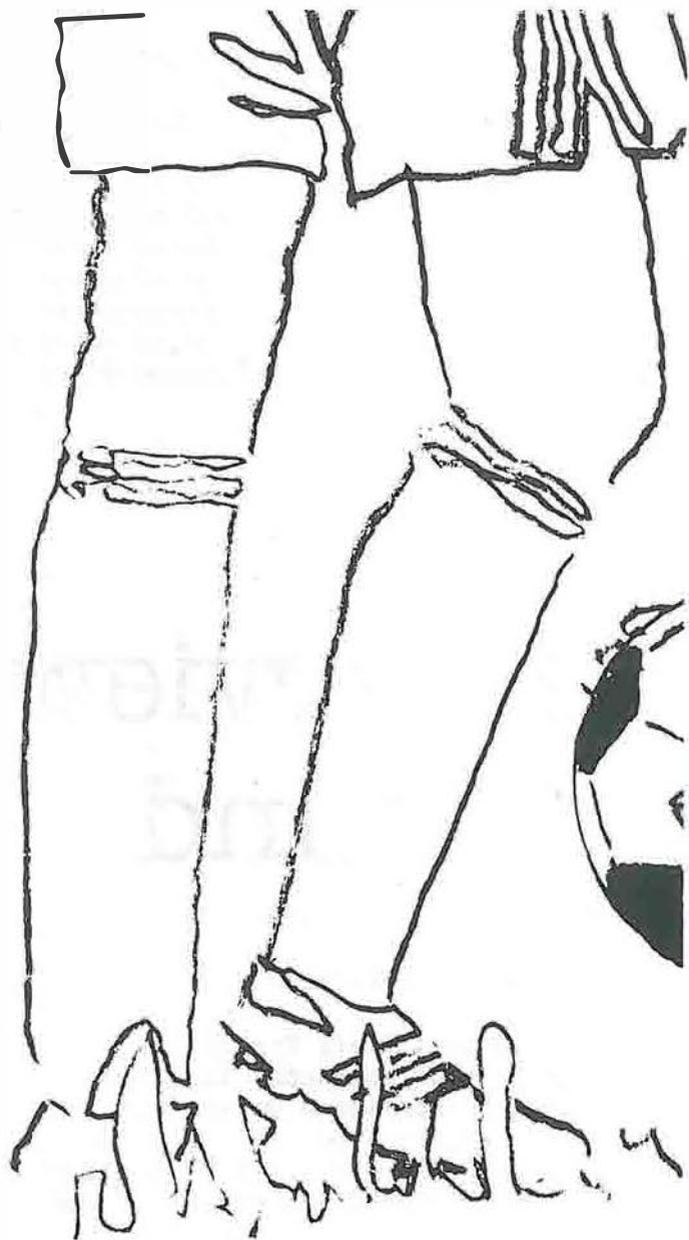
mit Behindertenthemen zu tun hatten: ich ging zu Pressekonferenzen, Präsentationen, Symposien, und ich mußte meine Zusammenfassungen immer möglichst schnell durchgeben - die apa ist ja ein Nachrichtendienst - möglichst noch bevor die Kollegen von den Tageszeitungen in ihre Redaktionen zurückkamen.

Es kam das Jahr 1981 und ich bekam von der apa den wunderschönen Titel "Sonderkorrespondent für Behindertenfragen". In diesem Jahr hatte ich sehr viel zu tun: Jeder glaubte, etwas über Behinderung oder behinderte Menschen sagen zu müssen, und es gab eine Menge Veranstaltungen. Ich hatte damals - wie auch heute - mit den Kollegen der Inlands- und Chronikredaktion keine Probleme, abgesehen von den baulichen Barrieren - der Presseclub Concordia mit seiner steilen Treppe hat sie allerdings öfter zum Schwitzen gebracht, wenn sie mich hinaufschleppen mußten.

Nach 1981 habe ich meine Arbeit für die apa ziemlich zurückgesteckt und mich mehr auf den Sport konzentriert, wo ich ja auch reüssiert habe. Jetzt, nach meinem offiziellen Ausscheiden aus dem Versehrten-sport, habe ich wieder mehr redaktionelle Arbeiten, aber als freelancer, als freier Journalist. In österreichischen Medien schreibe ich eher über Versehrten-sport, in ausländischen auch über Leichtathletik im allgemeinen. Bei Ereignissen, wie großen Marathon- oder Triathlonveranstaltungen, da bin ich dabei. Die Kollegen von der Sportpresse haben mich sofort akzeptiert, weil sie mich schon als Sportler kannten - ich hatte keine Probleme, anerkannt zu werden.

Ich hab da übrigens auch weniger Probleme mit den Pressekonferenzen: Sie finden meist in der Nähe der Veranstaltungen und der Sportplätze statt und sind leichter zugänglich.

Grundsätzlich zur Arbeit: Es war ein großer Aufwand, den Versehrten-sport in die "normale" Berichterstattung hineinzubringen. Auch bei der apa habe ich ja in der "Chronik" gearbeitet und nicht in der Sportredaktion - Versehrten-sport war eben





Chronik und landete dann eben unter "Vermischtes" oder bei anderen Kuriosa in den Zeitungen.

Ich habe dann versucht, mit spektakulären Aktionen die Medien auf mich aufmerksam zu machen und - auf dem Umweg über meine Person - zu zeigen, daß Versehrtsport als Sport ernstzunehmen ist. Das ist mir im Ausland ganz gut gelungen. In Österreich wurde nur berichtet, wenn ich wirklich Höchstleistungen erbracht hatte - normale Versehrtsportereignisse schießen nicht auf.

Ich habe viel mit Sportjournalisten darüber gesprochen und festgestellt, daß ihnen das Gebiet zu fremd ist, sie wissen zuwenig über tatsächliche Leistungsmöglichkeiten. Dann bekommen sie einen Wust von Ereignissen auf den Tisch und können damit nichts anfangen - das landet halt im Papierkorb. Es gab zwar auch einen Kollegen, der meinte, Versehrtsport wäre unästhetisch (er war übrigens selbst behindert), aber das sind doch Ausnahmen.

Die Berichte über Versehrtsport sind einfach nicht gut aufbereitet und werden daher von den Journalisten nicht angenommen. Man kann nicht fünfzehn oder zwanzig "Sieger" aufzählen, man muß die Geschichte an ein oder zwei Personen festmachen und auch die Rahmenbedingungen besser erklären. Mit manchen Werten können nicht-behinderte Redakteure und Leser gar nichts anfangen - 6 m beim Kugelstoßen, was ist das schon? Man muß erklären, wie es zu einem guten Wert kommt und daß er auch international anerkannt wird.

LOS: Für welche Medien - außer der apa - hast Du noch gearbeitet?

Georg Freund: Eine Zeitlang habe ich für "mobil" gewerkt, nach wie vor arbeite ich für "Sport und Toto", für das Fachmagazin "Behinderte"; im Ausland habe ich für "The runners' world" gearbeitet, das ist die größte amerikanische Fachzeitschrift zum Thema Laufen, fallweise schreibe ich für die deutsche und für die österreichische Marathonzeitung Glossen über Versehrtsport, und ich arbeite auch regel-

mäßig für die größte deutsche Leichtathletikzeitung "Spiridon" ("sie heißt nach Luis Spiridon, dem Gewinner des ersten Marathons der Neuzeit - 1896 - und ich hab nix nachrecherchiert, ich sags Euch gleich", Anmerkung der Autorin).

LOS: Also eindeutig Schwerpunkt Sport?

Georg Freund: Ja, ich hab auch aus meiner Zeit als aktiver Sportler noch Kontakte, aber da gibt es auch noch das Diplomatenmagazin "CC Journal", für das ich auch arbeite, da sind ganz andere Gebiete.

LOS: Und wie wird Deine Tätigkeit als Freelancer in Zukunft aussehen?

Georg Freund: Lange Berichterstattungen werde ich kaum in meinem Zeitplan unterbringen: Ich arbeite auch als Anzeigenwerber - auch für einige der oben erwähnten Zeitschriften - und habe seit einiger Zeit eine eigene Agentur.

LOS: Und wie sieht Dein Arbeitsalltag aus?

Georg Freund: Ich bin meist mit meiner Frau unterwegs - sie lenkt das Auto, da kann ich währenddessen telefonieren, bei meinem Arbeitsaufwand muß ich einfach mit der Zeit haushalten. Wenn ich allein fahren würde, hätte ich übrigens noch ein Problem: die Jagd nach einem geeigneten Parkplatz.

Behindertenparkplätze sind rar und noch dazu meist besetzt, schräg einparken kann ich auch nicht, vielleicht findet sich eine geeignete Ladezone - jedenfalls gibt es Streß und Ärger, noch bevor ich beim Kunden angelangt bin ("G.F. bezieht sich hier vor allem auf seine Tätigkeit als Anzeigenwerber", Anmerkung der Autorin), und das wirkt sich schon einmal negativ auf das nachfolgende Gespräch aus. Für diese Arbeit muß man ausgeruht und aufnahmefähig sein - daher also die Teamarbeit mit meiner Frau. Dabei haben wir übrigens einen nützlichen Nebeneffekt gefunden: Wir nehmen Testautos, probieren sie aus und schreiben dann darüber in den Zeitungen.

LOS: In welchen Zeitungen schreibst Du über die Autos?

Georg Freund: Hauptsächlich in "Sport und Toto" und im "CC Journal". Da möchte ich noch etwas zu meinem Alltag und meiner Arbeit anmerken: Ich mache ja nicht nur Versehrten-sport, ich mache auch nicht nur Anzeigenwerbung; für dieses Magazin bin ich sozusagen Mädchen für alles, ich hab praktisch Herausgeberfunktion - da hab ich den Übergang sehr gut gefunden von meiner sportlichen Tätigkeit zum Sportberichter-statter und jetzt zum Allrounder. Ich schreib genauso Reiseberichte wie über Kultur und Wirtschaft - ich schreibe nicht mehr über die spezifischen Behin-dertenprobleme.

Ich habe sie auch in der Praxis nicht, z.B. bei meinen Kundenbesuchen - wenn ich irgendwo "ran" möchte, dann haben die Leute zu schauen, daß sie mich ins Büro bringen, ich mach mir keine Gedanken, ob ich jetzt Stufen oder Ähnliches vorfinde. Ich fahr einfach vor und dann muß man schauen, wie man weiterkommt - und mit der Bitte, mir weiterzuhelfen, bin ich bis jetzt noch nie auf dem Bauch gelan-det. Es ist einfach so, daß man heute als Behinderter schauen muß, daß man zu einer Arbeit kommt, und das Abgestempeltsein als Nur-Sportredakteur oder auch Behin-dertenredakteur ist nicht nach meinem Ge-schmack, also hab ich den Weg zur Be-richterstattung in anderen Bereichen wie Wirtschaft, Kultur, Reisen oder Autos ge-sucht und gefunden.

LOS: Kannst Du Dir vorstellen, daß Du in der nächsten Zeit Deine "Behindertenkom-petenz" ganz verläßt und nur mehr in an-deren Bereichen arbeitest?

Georg Freund: Ich maße mir gar keine "Be-hindertenkompetenz" an, aber ich kann mir auf jeden Fall vorstellen, daß ich ganz verschiedene Dinge mache, nur keine Be-hindertenberichte. Wenn ich mir anderer-seits ansehe, wie dilettantisch manche Funktionäre im Versehrten-sport versuchen, ihre Berichte in den Medien unterzubrin-gen, werde ich mir doch überlegen, ob ich nicht da und dort mitarbeite, auch wenn das nicht immer gern gesehen wird. In der

nächsten Zeit werde ich also noch behin-dertenspezifisch arbeiten, aber sicher nur mehr auf dem Sportsektor.

Zum Abschluß und zur Rolle meiner Behin-derung bei meiner Arbeit: Ich hab vorhin gesagt, daß ich mir keine Gedanken mache, wie ich über die Stufen komme, nicht ein-mal bei einem Kundenbesuch. Wenn ich nicht hinauf kann und kein Lift da ist, muß man mir eben helfen, und es haben mir auch schon Generaldirektoren über Stufen geholfen. Ich hab auch im Gespräch selbst nur in den seltensten Fällen das Gefühl, daß die Behinderung - positiv oder nega-tiv - eine Rolle spielt. Allenfalls wenn die Leute im Familien- oder Bekannten-kreis etwas Ähnliches erlebt haben, dann gibt es so etwas wie Mitgefühl. Bei allen anderen ist es eine ganz natürliche Sa-che. Ich bin einfach ein Gesprächspart-ner - ich bekomme einen Auftrag oder ich bekomme keinen, ich bekomme ein Interview oder auch nicht - ich bin als Anzeigen-werber oder als Journalist da, aber nicht als Behinderter. Ich finde das eine sehr positive Reaktion von den Leuten - ich würde persönlich sehr viel verlieren, wenn ich den Eindruck hätte, ich bekomme einen Auftrag nur aufgrund meiner Behin-derung.

LOS: Danke für das Gespräch.

Anmerkung: Das Gespräch mit Georg Freund wurde am 24.11.1987 geführt. Es ist mit "LOS" dann ein bißchen anders gekommen als erwartet, und es ist durchaus mög-lich - insbesondere bei Georg Freunds Le-benstempo - daß manche Dinge schon wieder überholt sind: Daß er einige Zeitungen abgestoßen hat und dafür für neue arbei-tet, daß er sich mehr auf die Anzeigen-werbung und das Management konzentriert und - wie angekündigt - auf dem Behinder-tensektor kaum mehr schreibt. Aber die Entwicklungsgeschichte stimmt auf jeden Fall noch, und auch die Grundaussage, so wie ich sie sehe: Daß für ihn die Erfor-dernisse seiner jeweiligen Tätigkeit im-mer zuerst kommen und dann erst die Be-hinderung, daß er sich eher als Journa-list, Anzeigenwerber, Herausgeber, Mana-ger usw. im Rollstuhl (ich würde fast sa-gen "mit Rollstuhl") denn als behinderter Journalist, behinderter Anzeigenwerber, usw. sieht.

Anmerkungen zur bildlichen Darstellung behinderter Menschen in den Massenmedien

Jeff Bernard, Hans Hovorka

Die verzerrte oder fehlende Darstellung von Behinderung in den Medien wird oft und oft beklagt, wobei manchmal auch ein Wunderglaube an die Allmacht letzterer mit im Spiele ist. Es wird vor allem bemängelt, daß die Problematik nicht als solche (gesellschaftlich und individuell) zum Tragen komme, ja daß oft genug sogar diskriminierend, integrationsfeindlich berichtet werde. Geht es nun "nur" um mehr und bessere "Botschaften", um einen Einstellungswandel hervorzurufen? Dahinter steht ein wohl allzu simples Überzeugungskonzept. Spätestens seit 1981, dem internationalen Jahr der Behinderten mit seinen zahlreichen medialen Läuterungsfeldzügen, wissen wir, daß dem nicht unbedingt so ist. Verständnisheischende Aufklärung, warnende Publikationen, das Aufzeigen eindrucksvoller Einzelfälle der "Überwindung" von Behinderung und ähnliche Mittel haben nicht vermocht, den Abbau von Vorurteilen, die soziale Integration wesentlich voranzutreiben, ja es wird auch die Auffassung vertreten, daß sogar gegenteilige Effekte erzielt wurden - und dies gilt insbesondere für Schnorrkampagnen (Typus "Licht ins Dunkel") auch heute noch: Dadurch wird die unsichtbare Ausgrenzung (in den Köpfen

der Menschen) bestärkt und perpetuiert.

Angesichts gravierender Forschungsmängel in diesem Bereich verstehen sich vorliegende Anmerkungen, auch wenn sie sich auf die jahrelange Sichtung medialen Bildmaterials stützen, zunächst als Denkanstoß für noch differenziertere Analysen. Die vorläufige Typologie der Darstellungsmuster von Behinderung und behinderten Menschen sollte jedoch zumindest soweit hilfreich sein, die grundsätzlichen Fehlhaltungen in den Darbietungsweisen auf gesellschaftliche und sozialpsychologisch erklärbare Fehlhaltungen zurückzuführen und das Sensibilitätpotential hierfür zu verstärken.

Ausgangspunkt ist der ästhetische Normenkanon, dessen Anforderungen der behinderte Mensch im Regelfall nicht entspricht, entsprechen kann: Er wird als davon "abweichend" empfunden. Behinderung ist durch bloße Beschreibung und Klassifikation von Einschränkungen und Mängel sicherlich nicht hinreichend definierbar. Der behinderte Mensch erscheint als "Gegenbild" zum Idealtypus, er entspricht nicht den (leistungsorientierten) Normen, Werten, Leitbildern unserer Gesellschaft, fällt somit aus der Norm und zugleich aus dem Bild, wird als Bedrohung aufgefaßt.

Wieso haben dann Serien wie "Ein Herz für Behinderte", Sendungen wie "Licht ins Dunkel" dennoch hohe Leser- bzw. Einschaltquoten? Diesen Widerspruch, der mit einer der vielfältigen Verdrängungsmechanismen ist, gilt es aufzulösen.

Hiezu bietet W.F. Haugs (1971, 1975, 1979) "Kritik der Warenästhetik" einen den Wirkfaktoren unserer Gesellschaft und ihren Vermittlungsinstanzen adäquat nachgehenden Zugang (wie dies z.B. auch J. Jantzen, 1974, H. Studer, 1981, erkannt und auf die Praxis visueller Darstellung von Behinderung umgelegt haben). Verkaufen bedeutet Erlebnisvermittlung, insbesondere in einer Gesellschaft, deren Wirtschaft auf akzelerierendem Warenausstoß und -umlauf beruht. Die Ästhetik des äußeren Scheins (Verpackung etc.) gewinnt zentrale Bedeutung. Der Gebrauchswert der Waren wird dementsprechend künstlich dezimiert, wobei einer "technologischen" eine "ästhetische Produktvergreisung" zur Seite tritt. Mit dem Thema Behinderung hat dies alles insofern zu tun, als auch dieses unter gegebenen Umständen "verkauft" werden muß, gleichsam als Konkurrenzprodukt zu Markte getragen wird, in der Regel eben massenmedial (als "Ware Information"). Behinderte Menschen werden solcherart den "normalen" als besonders bedauerns- oder liebenswert, hilflos oder aktiv, abstoßend oder anziehend angepriesen - ein wie auch immer aufrüttelnder Effekt soll so z.B. mit Mitteln einer neuerdings "Social Advertising" genannten Werbemasche erzielt werden. Da der perfekte Schein des "imaginären Raums" der Warenästhetik aber, s.o., die Idealstandards (Jugend, Schönheit, Gesundheit, Prestige etc.) affirmiert, wird die reale Distanz der darin nicht einschreibbaren behinderten Menschen offensichtlich. Zwar wird von moralischem Standpunkt aus die Überbrückung der Distanz gefordert, doch entsteht aus der Verunsicherung und Abwehrhaltung der "Normalen" ein Widerspruch (in der NS-Zeit gab es diesen freilich nicht ...). Gravierend schlägt sich hinzu, daß der Mensch zunehmend selbst zur Ware degradiert wird und sich demnach ästhetisch optimal zu Markte tragen muß. Behinderte Menschen geraten

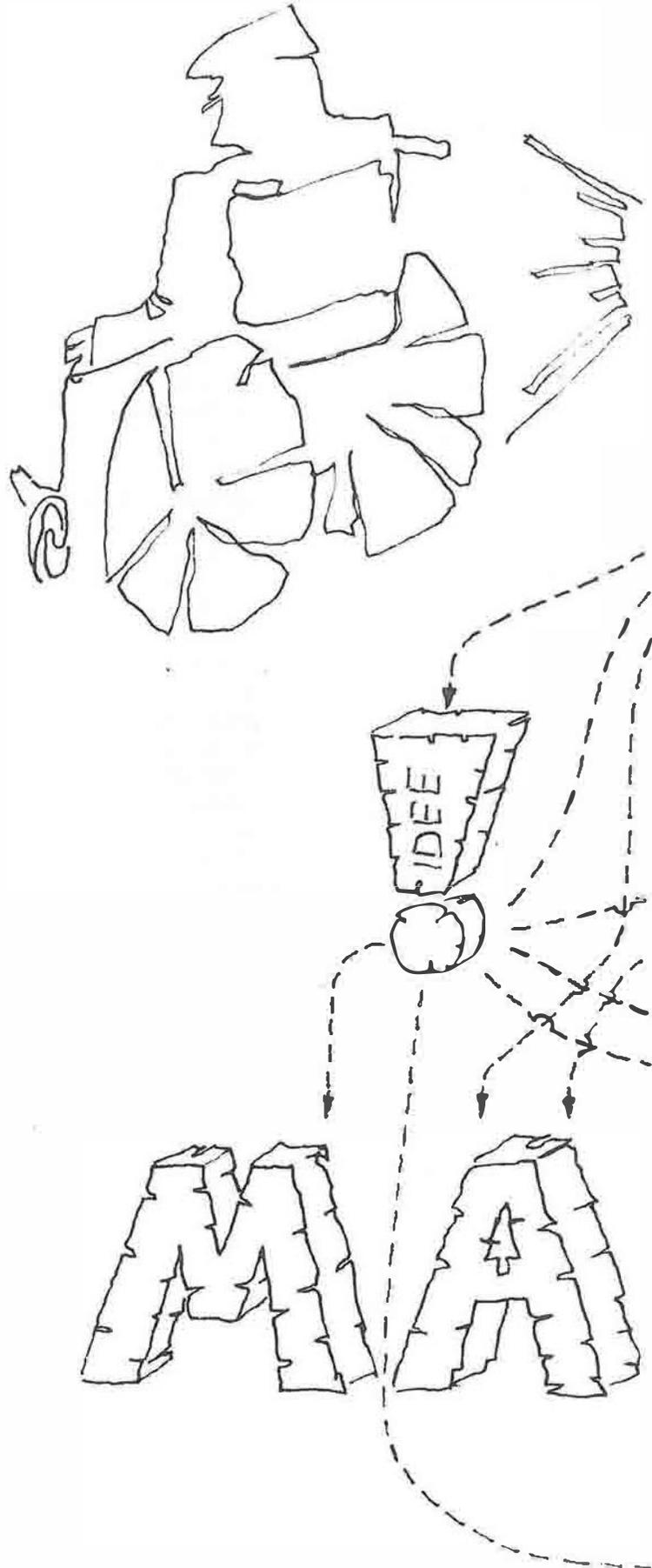
hiebei in hoffnungslose Konkurrenzsituation, sie können bereits aufgrund ihrer Erscheinung den hochgestochenen Erwartungen kaum entsprechen. Und je rigider und verpflichtender der Idealtypus, desto aussichtsloser wird jegliche Integrationsbemühung. Dieser Widerspruch bestimmt auch Produktions- wie Rezeptionsweisen medialer Darstellungsformen: "Gesund und schön gleich glücklich" (Haug), und die Schönen und Glücklichen sollen und wollen natürlich gern unter sich bleiben, d.h. durch Unästhetisches (Behinderung) nicht gestört werden. In Zeiten zunehmender wirtschaftlicher Schwierigkeiten ist dieser Widerspruch zudem immer schwerer zu verschleiern (denn die weitverbreitete Auffassung, in schlechten Zeiten würden die Menschen zusammenrücken, ist bedauerlicherweise reiner Mythos). Vor diesem Hintergrund wird die Ineffizienz wohlmeinender Informationskampagnen verständlicher. Dem norm-affirmativ geprägten Durchschnittsbürger ist die Hose allemal näher als das Hemd, d.h. z.B. die hohe Arbeitslosigkeit unter behinderten Menschen egal angesichts der drohenden eigenen, die ihn verstärkt nötigt, sich Scheinbefriedigung via Warenästhetik zu erkaufen - allenfalls auch durch "Freikauf" von Verantwortung (= Spende via TV). Kaum mehr reagiert heutzutage jemand auf Vernunftappelle zugunsten sozial Schwächerer, und so müssen Verkaufsstrategien entwickelt, müssen "Aufhänger" gefunden werden, um Behinderung als Thema an den Mann oder die Frau zu bringen.

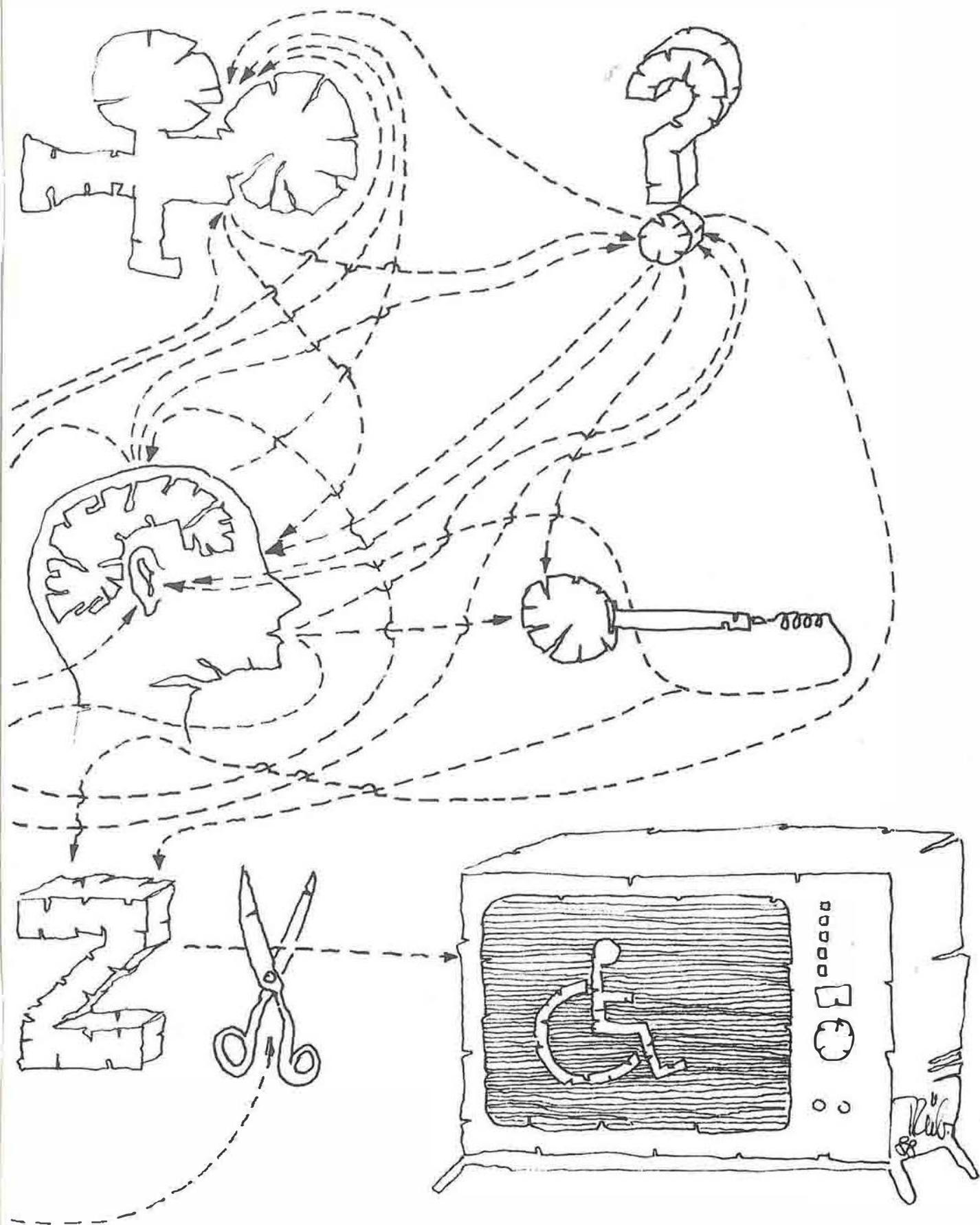
Diese Verkaufsstrategien werden bei Durchsicht hinreichend großer Mengen von Quellenmaterial sehr schnell einsichtig und klassifizierbar - denn in der Tat ist das Thema Behinderung ein medial durchaus recht präsent; in Frage steht vor allem das "Wie". Die meist "dünnen" Inhalte werden in den Printmedien in der Regel durch Fotos unterstützt, welche die Botschaften auf die Formel bringen und zugleich Rezeptionsanreiz sein sollen. Gänzlich unverzichtbar scheint die Bildbotschaft in Informations-, Aufklärungsbroschüren, Spendenaufrufen, Plakatserien. All diese Materialien, Textsorten, großen und kleinen Medien veranlassen,

die je enthaltenen bildlichen Darstellungen betreffend, zu folgender Grobkategorisierung deutlich unterscheidbarer Verkaufsstrategien der ungeliebten "Ware Behinderung" (vgl. a. Kagelmann/Zimmermann 1982, 209).

Am wirkungsvollsten und einfachsten erscheint die Darbietung von Elend, Leid und Hoffnungslosigkeit. Desintegrierte, einsame traurige, hilflose behinderte Menschen treten ins Bild, schockierend, Aug in Aug mit dem Betrachter, der sofort begreift: Gottseidank, ich bin nicht wie diese da; es gibt welche, die sind noch viel schlechter dran als ich. Schrecken und Erleichterung gehen hiebei Hand in Hand, und letztere öffnet den Geldbeutel, denn die offensichtliche Notlage dieser "Kreaturen" soll ja in der Regel Mitleid erwecken und Spendenbereitschaft evozieren. Anonymität und Distanz bleiben dabei gewahrt (und der Normenkanon wird nicht erschüttert, sondern bestätigt).

Sehr auffällig ist auch Strategie Nr.2, bedauernswert, aber nicht hoffnungslos. Bevorzugte Hits sind dabei behinderte Kinder (aber auch unverschuldet in Not geratene Erwachsene), die anschaulich kundtun, was doch ohnehin schon alles für sie getan wird (oder wie ihnen noch mehr geholfen werden könnte) - gönnerhaft umherstehende Politiker, Prominente, kirchliche Würdenträger dienen hiebei als "Verstärkereffekt". Im Betrachter entsteht schlechtes Gewissen ob seiner nicht an die "Stützen der Gesellschaft" heranreichenden Fürsorglichkeit. Er wird seine Unsicherheit rasch durch karitatives Verhalten per Erlagschein los. Kennzeichnend für Strategie Nr.2 ist nicht der selbstbewußt fordernde behinderte Mitbürger, sondern der zwar bedauernswerte, aber in unserer ach so toleranten Gesellschaft wenigstens teilweise eingliedbare und daher dankbare und bescheidene Fürsorgeempfänger. Die bildliche Rolle ist dementsprechend eine zu allermeist passive, (über-)befürsorgte: Zum Bildstatisten degradiert, erweist sich der behinderte Mensch auch als Statist in gesellschaftlichen Zusammenhängen - als Objekt und nicht als Subjekt derselben.





Nur scheinbar gut weg kommen, drittens, die bewundernswerten Elitebehinderten. Sie verkaufen sich ausgezeichnet. Trotz (durchwegs) Körperbehinderung sind sie z.B. zu für Nichtbehinderte oft unglaublichen sportlichen Leistungen fähig. Oder sie meistern kraft starker, lebensgejahrender Persönlichkeit, kraft Gottesglaubens etc. selbst ihr Schicksal - sind meist jung, gutaussehend, offen und ehrlich, in "ordentlichen" Lebensumständen, kurz: erzeugen kein schlechtes Gewissen wegen versäumter Hilfeleistung. Bedrohlich daran ist, daß jene, die es nicht "geschafft" haben, implizit der Selbstverschuldung bezichtigt werden. Der Elitebehinderte erscheint sehr oft in Broschüren von Trägern der Behindertenhilfe und von Behindertenverbänden, aber auch etwa in "moralisch aufrüstenden" TV-Serien und zahlreichen Artikeln. Beweiszweck: Durch Fleiß, Ausdauer, positive Lebenseinstellung kann jede mißliche Lage gemeistert werden - wohl die verlogenste Verkaufsstrategie, da sie vorgaukelt, jeder Willige und Fleißige könne in unserer Gesellschaft etwas erreichen bzw. Benachteiligungen kompensieren.

Ist der Behinderte nicht elitefähig oder zumindest mitleidserheischend, kippt das Bild oft ins Gegenteil um: Er wird dann unangepaßt, abschreckend, kriminell dargeboten, etwa dann, wenn er selbstbewußt und aufmüpfig öffentlich gegen seine Diskriminierung auftritt (und damit "undankbar" gegen Erwartungshaltungen verstößt). Die platte Unterstellung sozialer Abnormalität aufgrund äußerlicher Auffälligkeit sowie eventueller wirtschaftlicher "Nichtverwertbarkeit" war in ungeahntem Ausmaß den Nazis vorbehalten gewesen, doch kommt die Tendenz auch heute noch gelegentlich durch, etwa wenn es um die "Volks-gesundheit" geht (Zeckenschutzimpfungskampagne u.ä.). Solche euthanasieverdächtige Machart hat ihr Pendant auch in der Kriminalberichterstattung der Boulevardpresse, wo sich die angeblich geistig abnormen Kriminellen und Sex-Unholde nur so tummeln (oft wird auch Körperbehinderung zur "Charakterisierung" von Übeltätern herangezogen).

Strategie Nr.5 könnte heißen Behinderung und Schadenfreude. Sie äußert sich sehr oft in Bildwitzen, enthält trotz gleichfalls abwertender Vermittlung von Behindertenproblemen aber immerhin eine "lustige" Überhöhung von Vorurteilen, und intendiert keine apriorische oder versteckte Ausgrenzung. Daher werden Karikaturen zwecks Ironisierung auch zunehmend von fortschrittlichen Initiativen, von Krüppelgruppen herangezogen (Verfremdungs- und "Aha"-Effekte).

Die scheinbar ansprechendste Form der Visualisierung behinderter Menschen wäre mit menschlich offen, aber unter sich etikettierbar, so etwa in Selbstdarstellungen von Betreuungsorganisationen, Elternverbänden, wo sympathieerweckende behinderte Menschen in Alltagszusammenhängen gezeigt werden, um für Verständnis zu werben. Ob jedoch mit Bildern einer abgehobenen heilen Welt die Distanz und tief-sitzende Angst vor Behinderung verringert werden kann, bleibt fraglich, insbesondere, wenn die Betroffenen zwar in sachlicher Art "ins Bild treten", aber dennoch "aus dem Rahmen fallen", da sie (darstellungsmäßig und de facto) "unter sich" bleiben.

Nicht nur als "Restkategorie" sondern als durchaus auch qualitativ bestimmbare Strategie verbleibt diese: Nicht zuordenbar, aber jedenfalls ein Geschäft. Hierunter fallen z.B. die "Monster" und "Show-Freaks" vergangener Zeiten, deren Residuen aber auch noch hier und jetzt auffindbar bleiben, bzw. kann festgestellt werden, daß sich in manchen bildlichen Darstellungen eine mehr oder minder unterschwellige Tendenz zur sensationsgierigen Darbietung von "Abnormalität" abzeichnet.

Nun sollen aber die (weit geringer an der Zahl auftretenden und daher kaum sinnvollerweise typologisierungsfähigen) positiven Beispiele nicht verschwiegen werden, obwohl es in vorliegendem Argumentationszusammenhang ja eher darum gehen sollte, anhand teils extremer Beispiele die verschleierte Abwertungsmechanismen manch-

mal auch auf den ersten Blick positiv wirkender Bildmotive transparent zu machen. Doch finden sich immerhin - vor allem in jenen Publikationen, in denen behinderte Medienkonsumenten selbst zu Medienproduzenten werden, und gelegentlich mal an anderen Orten - auch empfehlenswerte Beispiele. Hier wird in Wort und Bild deutlich gemacht, daß wir von Integration, Chancengleichheit entfernt sind denn je; hier wird der gesellschaftliche Idealtypus des äußerlichen Erscheinungsbildes (die visuelle Verpackung sozialer Anerkennung) in Frage gestellt; hier werden z.B. tabuisierte Themen wie etwa Partnerschaft und Sexualität behinderter Menschen a) überhaupt, b) sachlich und d.h. zugleich c) betroffenenzentriert behandelt. Leider geht dies publizistische Minderheitsvotum (vorliegende Zeitschrift ist sicherlich ein prägnantes österreichisches Beispiel) in der medialen Informations- und Reizüberflutung nahezu unter. Es ist dennoch ein wichtiger Faktor notwendiger "Gegenöffentlichkeit"; die manchmal "provokant" wirkenden Bilder sind dies nur deshalb, weil für den Durchschnittsbürger die tagtägliche Provokation schlechter "Normalität" kaum mehr einsichtig zu machen ist. Als Werbustropfen verbleibt: Diese Darstellungen werden - gerade in ihrer Ehrlichkeit - unter gegebenen gesellschaftlichen Zu-, Um- und Widerständen die durch die Warenästhetik hervorgerufene Grenzziehung nicht durchbrechen, sondern allenfalls punktuell hinterfragen können. Aber auch das ist und bleibt eine wichtige Funktion.

Literatur:

Hans Hovoroka: Wie Behinderte aussehen - sollen. Anmerkungen zur bildhaften Vermittlung von Behinderung. In: Behinderte 1/1983, 17-29

Hans Hovoroka: Die visuelle Darstellung von Behinderung in den Massenmedien. Gedanken zur Verkaufsstrategie abweichender ästhetischer Normen. In: *Haimo L. Handl (Hg.): Werbung - Rollenklischee. Produktkultur, Zeichencharakter. Wien/Baden b.W. 1985, 62-96

Wolfgang Fritz Haug: Kritik der Warenästhetik. Frankfurt 1971

Wolfgang Fritz Haug: Warenästhetik. Beiträge zur Diskussion. Weiterentwicklung und Vermittlung ihrer Kritik. Frankfurt 1975

Wolfgang Fritz Haug: Ideologie/Warenästhetik/Massenkultur. Berlin 1979

Wolfgang Jantzen: Sozialisation und Behinderung. Gießen 1974

H.Jürgen Kagelmann, Rosemarie Zimmermann (Hg.): Massenmedien und Behinderte. Weinheim, Basel 1982

Hans Studer: Zur Bedeutung der ästhetischen Normen für die Interaktion Behinderte-Nichtbehinderte. In: E.Bonderer/A. Bächtold (Hg.): Schweizer Beiträge zur Integration Behinderter. Luzern 1981, 83-91

Anmerkung:

Vorläufiger Text fußt auf einem von Hans Hovoroka verfaßten Kapitel des Forschungsberichts "Alltag, Behinderung und Umwelt" des Instituts für Soziales Design (Wien, Ms. 1984); es wurde teilabgedruckt in *; gegenständliche stark gekürzte und überarbeitete Fassung wurde vom Unterzeichneten speziell für dieses Themenheft hergestellt, denn, beabsichtigt man, mit nonkonformen Botschaften herrschende Codes und Denkmuster zu durchbrechen, so ist dem großen verstorbenen italienischen Philosophen Ferruccio Rossi-Landi zuzustimmen: "Wenn man richtig verstanden werden will, muß man dieselben Dinge bei einer Vielzahl von verschiedenen Gelegenheiten in einer Vielzahl von verschiedenen Kanälen wiederholen." "Cultural communication must become a sort of propaganda." (Zit.n.: Gloria Withalm, Ludwig Nagl: Bericht über den 3. Kongreß der IASS. In: Semiotische Berichte 1,2/1985, 71-93, 93). JB

* Bilder - siehe Heftmitte

Botschaft an die Medienmacher

Gerhard Frühholz

Der Arbeitskreis für Öffentlichkeitsarbeit in der Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für Rehabilitation beschäftigte sich in jahrelanger Arbeit mit der Darstellung behinderter Menschen in den Medien. Ergebnis: 1000 Seiten Unterlagen, darin enthalten: eine Charta zur Darstellung behinderter Menschen in den Medien. "LOS" widmet sich den angeschlossenen Forderungen - eine Botschaft an die Medienmacher.

Die Forderungen im Originaltext:

1. Wir fordern die wesentlich stärkere Berücksichtigung der Probleme behinderter Menschen in der Aus- und Fortbildung von Journalisten und anderen Medienmachern (Film, Werbung etc.), vor allem auch durch Schaffung vermehrter Begegnungsmöglichkeiten mit behinderten Menschen und Einbeziehung derselben in die Aus- und Fortbildung
2. Wir fordern die maximale Beachtung der Prinzipien ethisch fundierter Berichterstattung: Sachlichkeit, Objektivität, Wirklichkeitstreue, Verantwortlichkeit, seriöse Recherchen, Differenzierung etc.; der Wahrung dieses - eigentlich selbstverständlichen - Ethos kommt gerade bei der sehr sensiblen Behinderungsproblematik noch gesteigerte Bedeutung zu.
3. Wir fordern, daß behinderte Menschen und ihre Probleme unter den Gesichtspunkten der Integration, der sozialen Rehabilitation, des Normalisierungsprinzips mit größtmöglicher Selbstverständlichkeit und in normalen Lebensumständen und -zusammenhängen zur Darstellung gelangen, und dies nicht nur in "behinderungsspezifischen" Artikeln, Berichten, Sendungen etc.
4. Wir fordern, daß über behinderte Menschen und deren Probleme eine regelmäßige Berichterstattung erfolgt, d.h., daß das Thema Behinderung auch zu einem normalen, kontinuierlichen, selbstverständlichen, bereichsübergreifenden Teil aller redaktionellen Ressorts der Printmedien, der gesamten Programmgestaltung in Hörfunk und Fernsehen wird.
5. Wir fordern, daß auf die Verwendung von Klischees, von offenen und unterschwellig Herabwürdigungen, Diskriminierungen, Stigmatisierungen verzichtet wird; dies gilt sowohl für die sprachliche Ebene als auch für die bildliche Darstellung; jeder Medienmacher muß sich bei der Wahl der Begriffe und Ausdrucksmittel stets die Frage stellen, ob sie verletzend wirken können.
6. Wir fordern alle Verantwortlichen und Medienmacher auf, als wichtiges Grundmotiv zu beachten, daß die behinderten Menschen nicht auf das Mitleid der anderen angewiesen sein und ständig an dieses appellieren möchten, sondern daß sie unveräußerliche Rechte und Ansprüche zu vertreten haben, deren volle Erfüllung es erst ermöglichen wird, von einer humanen Gesellschaft zu sprechen.
7. Wir fordern, daß behinderte Menschen in größtmöglichem Ausmaß in die redaktionelle Arbeit und Programmgestaltung sowie Herstellung von Medienprodukten miteinbezogen werden, denn dies ist die wichtigste Voraussetzung, daß auch alle anderen Forde-

rungen erfüllbar werden und die Verbesserung durch Kontrolle seitens der Betroffenen aufrechterhalten bleibt.

8. Wir fordern alle Verantwortlichen und Medienmacher auf, sich mit dem Bedeutungsgehalt des Integrationskonzepts stärker vertraut zu machen und es zur uneingeschränkten Grundlage aller Berichterstattungen und sonstigen Darstellungen zu machen: Integration heißt für den behinderten Menschen nicht Anpassung an herrschende Normen und Ideale, sondern Anerkennung der Andersartigkeit bei Durchsetzung und Wahrung all seiner menschlichen Rechte.
9. Wir fordern die Verantwortlichen und Medienmacher auf, das Problemfeld Behinderung in seiner gesellschaftlichen und gesellschaftspolitischen Dimension und Tragweite zu erkennen und darzustellen und eine nur personalisierende, individualisierende, einzelfallbezogene Aufbereitungsweise zu vermeiden (was nicht heißen soll, auf Differenzierungen zu verzichten!).
10. Wir fordern schließlich alle Verantwortlichen und Medienmacher auf, sich ihres großen meinungsbildenden Stellenwertes unter Bedachtnahme auf allgemeine und berufsethische Prinzipien und im Sinne ihres Bildungsauftrags bewußt zu werden: Indem sie sich nämlich darauf konzentrieren, die Forderungen und die Hoffnungen auf Integration zu ihrem Anliegen zu machen, könnten sie kraft ihrer Multiplikatorwirkung auch der generellen Vorurteilsbildung entgegentreten und zur gesellschaftlichen Förderung behinderter Menschen einen wesentlichen Beitrag leisten.

Erster Eindruck: Viele g'scheite Sätze, klingt alles ein bißl nach "no na", in manchen Formulierungen ziemlich aggressiv und doch von einem gewissen Pathos getragen. Der Inhalt hinterläßt ein wenig Ratlosigkeit.

"LOS" sprach mit Heinz Schmid, dem Präsidenten der ARGE Rehabilitation über das Papier.

LOS: Ein "Verhaltenscodex" für Journalisten zur Berichterstattung über Behinderte. Wie gefällt Ihnen das?

Schmid: Ich halte es leider für sehr eingeschränkt und bin eher unglücklich darüber. Ich habe es auch sicher irgendwann einmal unterschrieben, weil man als Vorsitzender einer Organisation viele Sachen mittragen muß, die andere haben wollen, aber es ist nichts, womit ich mich identifizieren kann, will, muß.

LOS: Das überrascht ...

Schmid: Was mir mißfällt an der ganzen Tendenz ist, daß man mehr oder weniger vorgibt, was die anderen alles falsch machen und man dann selbst im gleichen Tonfall agiert und man sagt, daß alle Journalisten die bösen anderen sind und eine einheitliche Masse. Beispiel: Waldheimdiskussion. Ihr Jungen wart damals noch nicht am Leben, ihr könnt's über die Zeit da net reden. Für Nichtbehinderte: Ihr könnt's über Behinderte net reden, weil nur wir Behinderten sind autorisiert dazu. Anders gesagt: Ein Blinder darf wohl über einen Querschnittler reden. Aus welchen Gründen bitte? Ist alles nur dumm im Grund. Und so was ist arg. Ich meine, man kann hineinschreiben, gebt's uns mehr Raum, daß wir selber über uns berichten können, ok. Aber daß ich einem anderen mehr oder weniger verbiete, über mich zu reden, ist undemokratisch. Überhaupt: Es müßte meiner Ansicht nach eine Charta allgemein den Journalisten gegenüber sein: Benehmt's euch ordentlich. Denn es geht ja nicht nur um Behinderte, es geht um jede andere Gruppe, über die gesprochen oder etwas ausgesagt wird, da passiert ja dasselbe. Und wenn man schon meint, da die Behinderten herausgreifen zu müssen, dann muß das heißen: Liebe Journalisten, uns geht am Wecker das und das ... Und davon sind nicht nur wir betroffen, sondern alle anderen auch.

LOS: So steht's halt nicht drin ...

Schmid: Man kann zweifelsohne sehr diffamierend berichten, was gerade bei geistig Behinderten sehr oft passiert. Zum Bei-

spiel, wenn einer zwei Tage früher aus dem Gefängnis kommt und etwas anstellt, daß man die ganze Gruppe diffamiert. Das ist aber auch bei anderen so. Oder weil einer vor 20 Jahren jemanden im Affekt umgebracht hat, kriegt er wie den Dokortitel "Mörder" umgehängt. Es wird ja auch seit Waldheim jetzt "Jude" und "jüdisch" als zusätzliche Information verwendet. Was man wahrscheinlich zu Recht von einer seriösen Berichterstattung fordern sollte, ist, daß Auffälligkeiten nur dann eine Rolle spielen sollten, wenn sie eine wirklich spezifische Rolle spielen, und nicht so tut, als ob eben nur geistig Kranke oder Straftentlassene Mörder sind. Das sind miese Dinge. Aber dahinter stecken meist weltanschauliche Dinge von Journalisten, die man ihnen eigentlich nicht nehmen kann.

LOS: Was soll denn jetzt mit den Forderungen passieren?

Schmid: Das ist auch eines der Probleme. An wen gibt man das? An den Herrn Kunz im Fernsehen, an den Herrn Podgorski, die legen's dann in die Schublade. Und in dieser Form würde ich persönlich es überhaupt nicht aus der Hand geben. Auch wenn man das von mir haben will, aber ich geb's sicher nicht weiter, weil ich müßte mich genieren ... Und warum soll ich? Man kann ja vielleicht auch über die Forderungen sprechen ...

LOS: Tun wir das. Ich versteh' zum Beispiel den Punkt eins nicht ...

Schmid: Ja, da wird so getan, als ob ein Journalist ein Mensch wäre, der schon von der Volksschule an weiß, daß er ein Journalist wird, dann eine Fachschule für Journalistik oder sowas besucht. Aber selber sind Leute dabei, die sich eines Tages gesagt haben, so, jetzt bin ich Journalist und schreib'.

LOS: Schwierigkeiten könnte es auch mit einigen Begriffen geben. Da steht viel drinnen, was außerhalb der Szene Stehenden ein Rätsel bleiben muß.

Schmid: Punkt drei ist ja auch eine Ballung von ... Was soll einer, der mit der Szene nichts zu tun hat, damit anfangen, zeigen Sie das irgendeinem Journalisten,

was soll der mit sozialer Rehabilitation anfangen?

LOS: Gehen wir doch noch einig Forderungen durch, wie wirkt Punkt vier auf Sie?

Schmid: Ja, das ist sicher gut, aber wenn's einen Anlaß gibt. Es ist nicht zumutbar für Journalisten, wenn er eine Reportage macht, daß er dann krampfhaft daran denkt, den Behindertenaspekt zu finden. Beispiel Beitrag über die Jagd, wie behindertenfreundlich sind die Jagdstände, natürlich wenn es einen Anlaß gibt ...

LOS: Greifen wir noch heraus: Behinderte als redaktionelle Mitarbeiter in Punkt sieben.

Schmid: Ja das sollen sie machen, sollen sie lernen und tun, das findet man ohnehin schon öfter als man glaubt. Und es wird einmal gar nicht mehr wahrgenommen werden und das stört sie natürlich. Zum nächsten Punkt kann ich nur sagen, wer hat ein Integrationskonzept? Und was die Forderung nach der Darstellung der gesellschaftlichen und gesellschaftspolitischen Dimension im Punkt neun betrifft: Das ist bei allen Krüppelproblemen so, die über das Einzelschicksal hinausgehen, aber auch da kommt es doch auf die Berichtssituation an. Wenn ich über einen Ausländer berichte, berichte ich dann auch über die Wahlen in Frankreich, nur weil er zufällig Franzose ist?

LOS: Alles in allem ein falscher Weg in der Öffentlichkeitsarbeit?

Schmid: Ich fürcht', daß das jetzt nicht sehr viel bringen wird, wenn da alles so generalisierend wie in dieser Charta behauptet wird. Ich glaube, man sollte in der Öffentlichkeitsarbeit als Behinderter viel mehr schauen, daß man Stellung nimmt zu Fragen, und zwar nicht zu Fragen der Behinderung, sondern überhaupt. Nicht immer nur zu sich selbst, sondern auch zu anderen Dingen. Mein Wunsch wäre zum Beispiel, daß im Club 2 zu den 68ern ein Behinderter sitzt und daß er dort Stellung nimmt als Mitbürger und mitdiskutiert wie

alle anderen auch. Und als solcher soll ich mich auch zu Wort melden, dann werden die Leute draufkommen, daß ich mehr bin als "nur" ein Behinderter, wenn ich es wage, auch über andere Dinge zu sprechen und den anderen auch zuhöre.

LOS: Danke für das Gespräch.

Und hier, zum Nachlesen die im Gespräch erwähnten "Stolpersteine" - ein Auszug aus der Charta zur Darstellung behinderter Menschen in den Medien:

1.* Grundsätzliche Feststellungen - 1:

Massenmediale Produkte arbeiten mit den Grundmustern der Individualisierung und Personalisierung. Behinderung wird als Einzelschicksal dargestellt. Der behinderte Mensch muß "sein Schicksal meistern", dann darf die Öffentlichkeit davon erfahren. Der "Elite-Krüppel" (durch besondere berufliche, sportliche, künstlerische Leistung) wird zum Helden einer Story.

* Kritikpunkte - 1: So werden Ursachen, realer Umfang, Ausmaß von Behinderungen verschleiert, werden Haltungen, die Leistungen als alleinigen Maßstab für den Wert eines Menschen setzen, perpetuiert. So wird der Verdrängung verschiedener Behinderungsarten Vorschub geleistet, werden Vorurteile gegen besonders negativ besetzte Behinderungen verfestigt. Einzelfall- und Leistungsorientierung verstellen den Blick auf die konkreten Probleme behinderter Menschen und auf gemeinsame Probleme behinderter und nicht-behinderter Menschen. Die "Leistungsschau" tradiert nur die Freak-Show des alten Wanderzirkusses. Die gesellschaftliche Akzeptanz jener, die "nicht entsprechen", nicht standhalten können, wird erschwert. Oft geht eine Psychologisierung der "Einzelschicksale" mit einher, die von gesellschaftlicher Verantwortlichkeit befreit..

* Wege zur Veränderung - 1: Der Wert jedes behinderten Menschen muß zualterererst an seinem Menschsein definiert werden. Behinderung muß als so-

ziales Phänomen, nicht als persönliches Schicksal behandelt werden ("Behindert-Werden" statt "Behindert-Sein"). Es muß objektiv über Ursachen, Umfang, Ausmaß von Behinderung informiert werden, regelmäßig und gleichrangig für alle Behinderungsarten. Alltägliches Leben, Alltagsprobleme müssen im Vordergrund stehen. Alle Formen und Grade von Behinderung müssen differenzierend behandelt werden. Die Leistungen schwer- und schwerstbehinderter Menschen in der Lebensbewältigung werden im Gegensatz zu denen der "Stars") kaum anerkannt. An die Stelle von Einzelfall- muß Problemorientierung treten: anhand von Problemen verschiedener Gruppen behinderter Menschen, verknüpft mit den gemeinsamen Problemen aller Menschen (in Schule, Ausbildung, Arbeitswelt, Freiheit, bei Sozialkontakten, Partnerbeziehungen etc.).

2.* Grundsätzliche Feststellungen - 2:

Massenmediale Produkte arbeiten mit dem Grundmuster der Emotionalisierung. Behinderung wird zur Folie für Mitleid und/oder Erbauung. Behinderte Menschen werden als arm, bemitleidenswert, auf Almosen angewiesen dargestellt. Sie dienen zur Entlastung schlechten Gewissens mittels Geld- und Sachspenden, zur Erbauung und seelischen Aufrüstung ("es wird genug getan", es ist tröstlich zu erfahren, daß es Leute gibt, denen es noch schlechter geht). Behinderte Menschen dienen als Mahnung für Gesundheits-, Unfallvorsorge: Die Angst soll alltägliches Verhalten ändern.

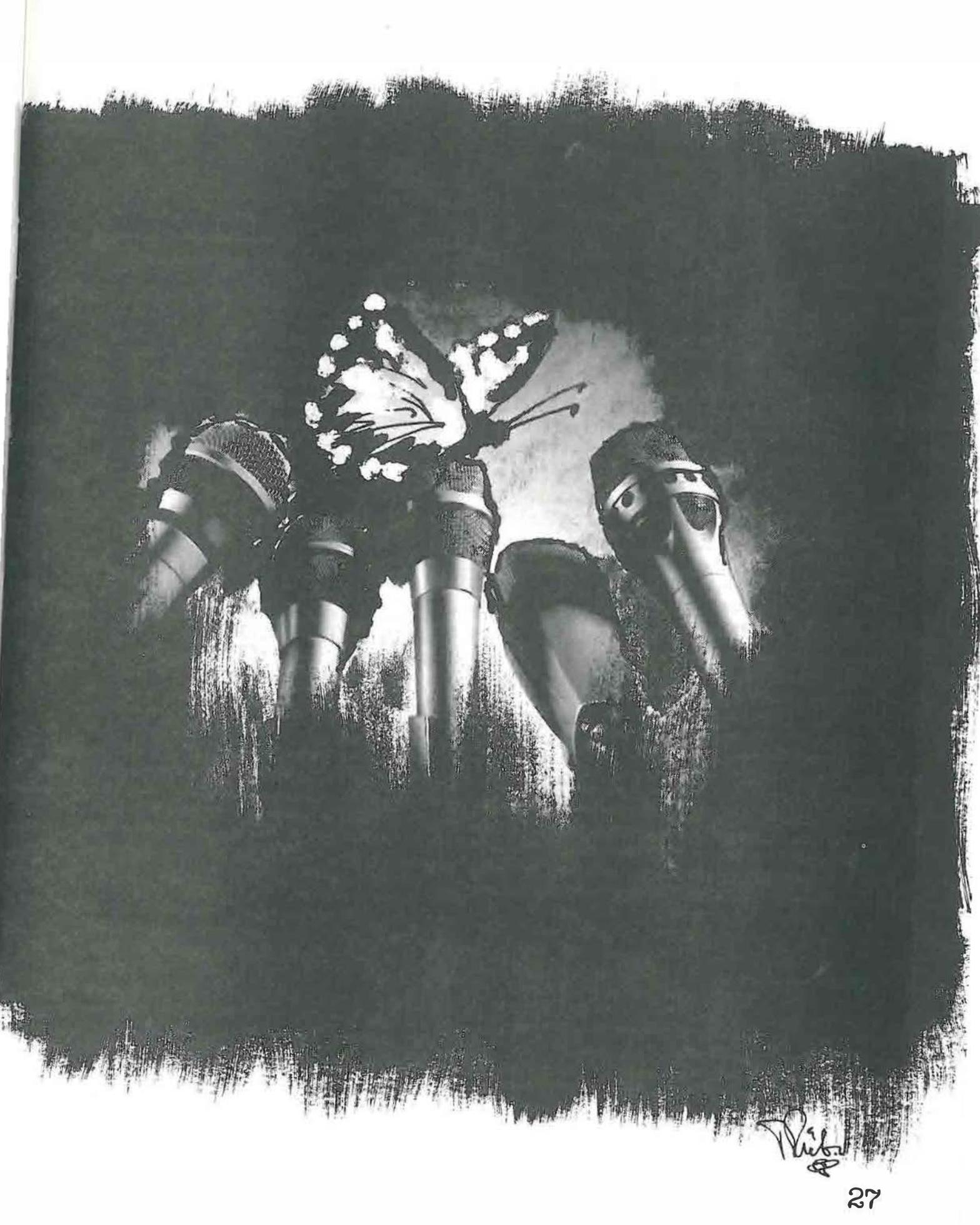
* Kritikpunkte - 2: So wird das Bild des behinderten Menschen als passives, hilfloses, fremdbestimmtes Wesen festgeschrieben, wird die Kluft zu den Nichtbehinderten vergrößert, schläßt die Angst vor Behinderung in Angst vor behinderten Menschen um. Vorhandene Ansprüche werden zugunsten ausnahmsweiser Wohltätigkeit verschleiert, dem sukzessiven Abbau von Sozialleistungen zugunsten sporadischer Spendenzuweisungen Vorschub ge-

leistet. Die Beschäftigung mit sozialen Problemen reduziert sich auf Einzahlen eines Erlagscheins, das soziale Verantwortungsgefühl wird eingekullt, es erfolgt Gewissensberuhigung: Die Probleme behinderter Menschen sind finanziell lösbar, sind rein individuell. Angsterzeugung rückt die Schädigung in den Vordergrund: Der behinderte Mensch wird zum medizinischen Fall.

- * Wege zur Veränderung - 2: Behinderte Menschen müssen zuallererst als gleichberechtigte, aktive Mitglieder unserer Gesellschaft anerkannt werden. Sie müssen mit ihren individuell unterschiedlichen Persönlichkeiten wiedergegeben werden. Die vielen Gemeinsamkeiten mit den nichtbehinderten Menschen müssen eher betont werden als die Verschiedenheiten. Die Darstellung muß sachlich und emotionsfrei erfolgen, da kein Anlaß für Angstmachung besteht. Behinderte Menschen sind nicht zur Bewältigung charakterlicher Schwächen der nichtbehinderten da, und auch nicht zu deren Erbauung. Eine objektive Berichterstattung muß objektive Ansprüche und Rechte unterstützen und deutlich machen. Eine differenzierte, sachliche, informative, problemorientierte Darstellung der Bedürfnisse, Situation, Schwierigkeiten behinderter Menschen eröffnet erst die Möglichkeit inhaltlicher Auseinandersetzung, der Entwicklung von Verantwortlichkeit, der Erkenntnis von Ursachen und Zusammenhängen, des Abbaus von Angst, Vorurteilen, Entpersönlichung.
- 3.* Grundsätzliche Feststellungen - 3: Massenmediale Produkte arbeiten mit dem Grundmuster der Skandalisierung. Behinderung in ihren vielfältigen Erscheinungen dient als zusätzlicher Aufmacher, z.B. in Kriminal-, Gerichts-, Skandalgeschichten. Der unter Tatverdacht stehende behinderte Mensch wird durch Betonung der Behinderung zusätzlich stigmatisiert, das behinderte Opfer von Verbrechen, sozialem Fehlverhalten, legistischer Benachteiligung in eine doppelte Opferrolle gedrängt. Behinderung wird

zum bewertenden Attribut.

- * Kritikpunkte - 3: So wird die jeweilige Behinderung mit einem verhaltenssteuernden Persönlichkeitsmerkmal gleichgesetzt. Es werden Vorurteile und der Ruf nach Segregation massiv unterstützt. Soziales Fehlverhalten wird nicht als solches aufgezeigt, sondern mit der Behinderung in Verbindung gebracht. Legistische und soziale Benachteiligung wird nicht an den Wurzeln bekämpft, sondern es wird das Schicksalhafte am Problem Behinderung betont. Skandalorientierung zerstört alle Bemühungen um sachliche Aufklärung (bes. z.B. im Falle psychischer oder geistiger Behinderung!) und diffamiert große Gruppen unserer Mitmenschen, führt schließlich zur Frage, ob das Opfer nicht auch selbst Schuld trägt. Sie verändert nichts, ist nur Ventil für Empörung, Bemiileidung.
- * Wege zur Veränderung - 3: Da das Skandalisierungsmodell, das gerade in nicht "behinderungsspezifischen" Texten sehr häufig und unterschwellig wirksam ist, rundweg negativ und abzulehnen ist, gibt es nur einen Weg: Jegliche Betonung, ja Erwähnung individueller Behinderung muß unterlassen werden, wenn die Behinderung nicht im Zusammenhang mit der eigentlichen Nachricht steht. Falls die Erwähnung aus sachlichen Gründen notwendig ist, hat sie unter Vermeidung herabwürdigender, stigmatisierender Charakterisierungen zu erfolgen.
- 4.* Grundsätzliche Feststellungen - 4: Die Medienprodukte arbeiten mit klišierten Sprachformeln und stereotypen Bildinhalten. Behinderung wird mit bestimmten und stets gleichen Formulierungen präsentiert (Wendungen wie "wahnsinnig", "an den Rollstuhl gefesselt", "irr", "trotz der Behinderung ... glücklich/lebenslustig" etc., aber auch schon die Substantivierung im Wort "Der Behinderte"). In der Bildberichterstattung werden durch Wahl des Ausschnitts, Bildperspektive und Komposition Hilflosigkeit, Hoffnungslosigkeit, Isolation



W. J. ...

etc. evoziert.

* Kritikpunkte - 4: Dieserart werden nicht Menschen in den Vordergrund gestellt, sondern ihre Behinderungen, werden nicht Fähigkeiten betont, sondern Defizite, wird die Rolle sprachlicher und visueller Darstellungsformen in der Verfestigung von Vorurteilen perpetuiert. Klischees ersparen, ja verhindern Nachdenken und Auseinandersetzung, verstärken gerade durch vor- und unterbewusste Aufnahme die Vorurteilsbildung, beständigen herrschende Norm- und Wertsysteme, halten die Antinomie "wir" (die Nichtbehinderten) vs. "die anderen" aufrecht, schreiben schließlich statische Zustände fest und bewirken ein statisches Bild des behinderten Menschen.

* Wege zur Veränderung - 4: Die ständige Verwendung diskriminierender Sprach- und Bildmuster - selbst wenn "gut gemeint" - zeigt die mangelnde Sensibilität gegenüber Ausdrucksformen und die mangelnde Kenntnis der gegenseitigen Abhängigkeit von Diskursform und -inhalt. Dem ist nur durch eine Sensibilisierungsstrategie größeren Ausmaßes zu begegnen. Mit Klischees/Stereotypen werden auf unterschwellige Art Ideologien, Leitbilder, Normen, Werte transportiert. Wenn Medienmacher daher nicht a priori verzerrte Botschaften liefern wollen, müssen sie sich der Klischees/Stereotypen gänzlich enthalten. Dies erfordert Disziplin, Engagement, Lernprozesse. Wort- und Bildwahl entlarven das Denken, die Vorstellungen. Bewußtseinsveränderung ist nur durch aktives Eingehen auf die Problematik und durch ernsthafte formale und inhaltliche Wiedergabe erzielbar.

5.* Grundsätzliche Feststellungen - 5: Massenmediale Produkte arbeiten mit dem Grundmuster des Expertentums für jegliche Bereiche. Behinderung wird mittels Aussagen selbst- oder fremd-ernannter Experten (meist hohen Sozialprestiges: Ärzte, Juristen, Verbandsfunktionäre etc.) thematisiert.

Dieses stellvertretende Sprechen ist meist defektologisch orientiert. Daß behinderte Menschen die besten Experten ihrer Erfahrungen, Probleme, Bedürfnisse, sind, wird kaum in Erwägung gezogen.

* Kritikpunkte - 5: Dadurch wird das Bild der Hilflosigkeit, Abhängigkeit, Unselbständigkeit perpetuiert. Die Probleme werden auf medizinische, juristische u.a. Teilaspekte reduziert, wodurch der Rezipient aus der Verantwortlichkeit entlassen wird, selbst an Problemlösungen mitzuwirken. Es wird damit das gesamte Feld der sozialen Rehabilitation zugunsten der nur-medizinischen, nur-funktionalen vernachlässigt. Expertenorientierung reduziert die Betroffenen auf zusätzliches Kolorit, auf "Alibi-Krüppel", verstärkt die generelle Haltung, über die Köpfe der Betroffenen hinweg zu sprechen und handeln, verfestigt Vorurteile über die mangelnde Kommunikationsfähigkeit derselben, verringert ihre Chancen, sich selbst eine angemessene Öffentlichkeit zu verschaffen, gibt schließlich den Medienmachern, Journalisten die Möglichkeit, sich nicht selbst mit behinderten Menschen zusammensetzen zu müssen.

* Wege zur Veränderung - 5: Experten sind solche nur innerhalb ihrer jeweiligen Fachkenntnisse. Wenn die daraus abgeleitete Autorität in sach- und personenübergreifende umschlägt, überinterpretiert wird, wird der behinderte Mensch etikettiert, abqualifiziert, fragmentarisiert, entpersönlicht, entmündigt. Dies ist Mißbrauch und Ideologisierung von Fachautorität. Autorität und damit Experte für sich selbst und seine Lebenszusammenhänge ist einzig und allein der behinderte Mensch. Er muß daher zuallererst befragt werden, zu Wort kommen, ins Bild gebracht werden, in aller Selbstverständlichkeit. Journalisten, Medienmacher sind Experten für Informationsweitergabe. Wenn sie dies wirklich tun, werden sie auch den Anliegen behinderter Menschen gerechter werden. ●

A propos "Charta . . ."

Noch ein Interview über die "Botschaft an die Medienmacher" (gehalten aus Sicht der "Chartamacher")

Das Redaktionsteam dieser LOS-Nummer hielt es für transparenzförderlich, nach Kenntnisnahme des von Gerhard Frühholz zusammengestellten Beitrags über die "Charta zur Darstellung behinderter Menschen in den Medien", in welchem der Präsident der Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für Rehabilitation, Heinrich Schmid, zu Wort kam, auch ein Interview mit einem Exponenten des Arbeitskreises selbst zu veranstalten. Jeff Bernard nimmt sowohl zur Charta als auch zur bisherigen Diskussion Stellung.

LOS: Du bist gleichsam einer der "Hauptverantwortlichen" für den Arbeitskreis wie auch für die Charta. Was bezweckt die Charta und wie soll sie an den Mann bzw. die Frau gebracht werden?

Bernard: Zunächst möchte ich festhalten, daß ich nicht "hauptverantwortlich" bin - weder für den Arbeitskreis noch gar für die Charta. Richtig ist, daß ich mich im Anschluß an den 7. Kongreß für Sozialarbeit und Rehabilitation, der ja genau das Problemfeld "Behinderte Menschen und Massenmedien" zum Thema hatte, sehr darum bemüht habe, daß sich dieser Arbeitskreis bildet. Von einer Charta war damals - 1985 bzw. Anfang 1986 - noch keine Rede. Das offensichtliche Bedürfnis danach kristallisierte sich erst während der Abwicklung des Arbeitskreises heraus: Die da ei gewonnenen Einsichten sollten sozusagen auf die Formel und dann an die adäquate Öffentlichkeit gebracht werden, besser: an den richtigen Öffentlichkeitssektor mit Multiplikatorwirkung, d.h. also an die Journalisten und Medienmacher, an die "Medien" als gesellschaftliche Institution. Richtig ist weiters, daß ich diesen Arbeitskreis von Anfang an moderiert habe, was aber zugleich bedeutet, daß ich

mich selbst nur sporadisch zu Wort meldete und meine Aufgabe vor allem darin sah, die Teilnehmer zu intensivem Gedankenaustausch zu bewegen - was wirklich nicht schwer war, da offenbar ein großes Artikulationsbedürfnis bestand, mit teils sehr kritischen Grundzügen. Was mich vielleicht mehr als andere ermächtigt, hier stellvertretend für den Arbeitskreis zu sprechen, ist der Umstand, daß ich, während der Arbeitskreis lief, in der glücklichen Lage war, im Rahmen des Forschungsprojekts "Soziale Rehabilitation und Öffentlichkeitsarbeit" eine Art von Begleituntersuchung durchzuführen. Das hatte sicherlich auch für den Arbeitskreis den Vorteil, daß seine Dokumentation und Auswertung aufgrund anderwärtiger Ressourcen wesentlich umfangreicher und tiefer vorgenommen werden konnte als sonst in solchem Rahmen üblich. Und aufgrund dieser Aufzeichnungen und Analysen bin ich im Augenblick, d.h. solange der Bericht noch nicht veröffentlicht und damit allgemein zugänglich ist, wohl am ehesten in der Lage, die Entstehungsgeschichte und Meinungsbildung zur Charta bis ins Detail nachzuvollziehen. Tatsächlich aber meine ich, daß die Charta eigentlich durchaus für sich selbst spricht. Was ich hier noch beisteuern kann, sind dürre technische Randbemerkungen. Wenn das sinnvoll ist, na dann bitte. Der Zweck der Charta ist selbstverständlich, die mediale Darstellung behinderter Menschen und ihrer Probleme in positivem Sinne zu beeinflussen, soweit das "in Zeiten wie diesen" möglich ist. Die Schwierigkeiten waren uns allen, glaube ich, im Arbeitskreis vollauf bewußt. Zielgruppe sind ja "die Medien", und das ist in vielerlei Hinsicht ein heißes Eisen ...

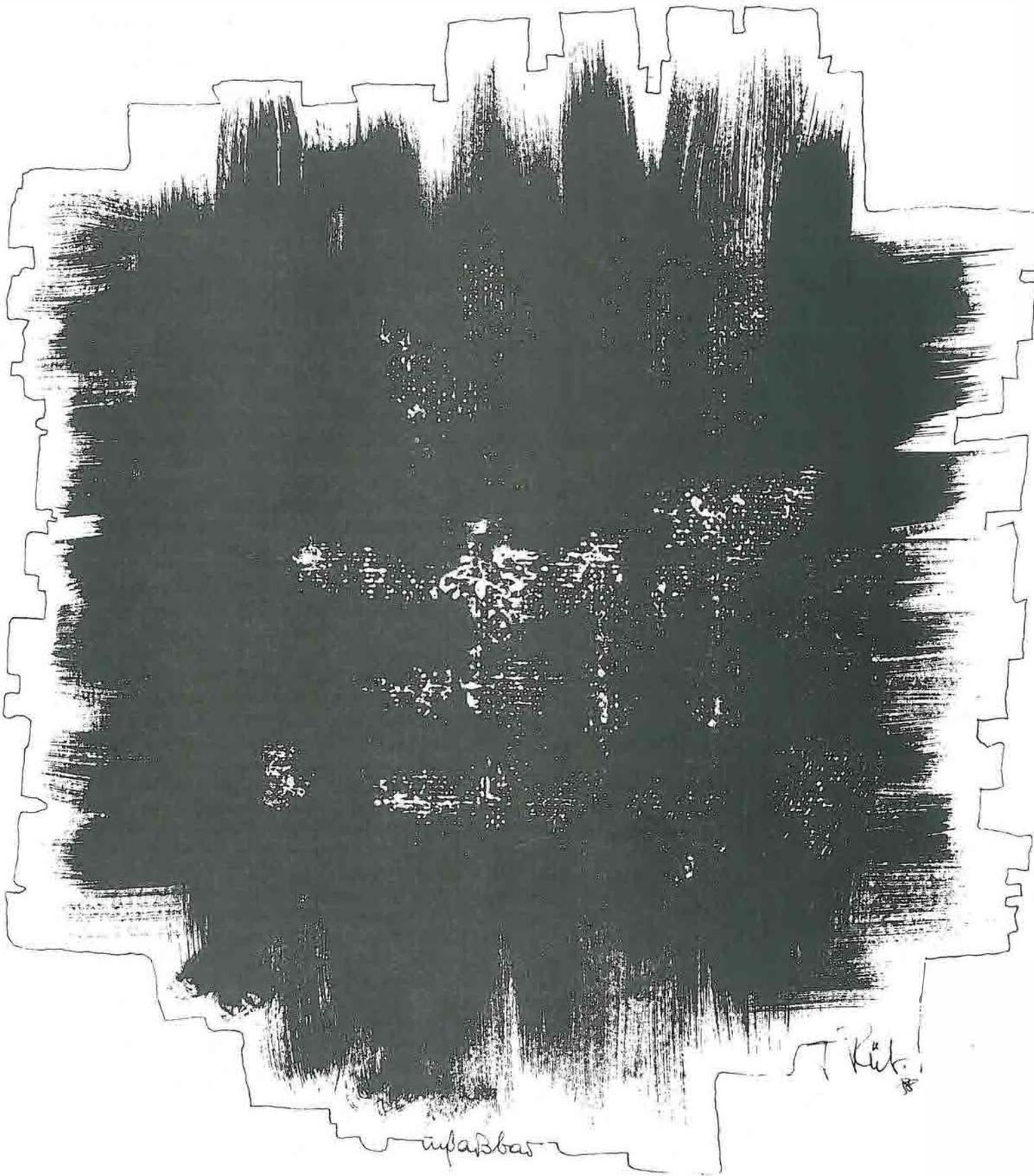
LOS: Ja, vielleicht sollten wir uns zunächst mit der Entstehungsgeschichte der Charta beschäftigen. Bleiben wir also erst einmal beim Arbeitskreis und bei den Inhalten, bevor wir die Möglichkeiten, die Botschaft 'rüberzubringen, erörtern. Damit es spannender wird, bietet sich zum Einstieg gleich eine sehr kritische Frage an: Der Arbeitskreis tagte im Rahmen der Arbeitsgemeinschaft für Rehabilitation und ihre Vertreter nahmen ja auch daran teil; trotzdem distanzierte sich Präsident Heinrich Schmid in dem Dir bekannten Interview doch einigermaßen von den Inhalten wie vom Stil der Charta. Ist das nun die Charta der ARGE oder nur Eure, d.h. die des Arbeitskreises oder gar nur die der "Federführenden"?

Bernard: Da muß ich wiederum zuerst etwas verfahrensmäßig Wichtiges deponieren. Sicherlich kenne ich Präsident Schmid's Auffassungen, und zwar nicht erst seit diesem Interview, denn wir diskutieren ja beide schon seit geraumer Zeit in der Öffentlichkeit über die Charta. Ich möchte aber aus Fairnessgründen jetzt nicht unmittelbar auf sein Interview eingehen, da er ja nicht die Möglichkeit hat, seinerseits wieder Stellung zu nehmen - oder erst in einer späteren Nummer, was ja gar keine schlechte Idee wäre, um die Diskussion zu beleben ... Nun: Ich respektiere Schmid's Auffassungen und achte ihn als eine Person mit einer wichtigen Aufgabe im gesellschaftlichen Leben, und wir stehen ja auch auf freundschaftlichem Fuße. Ich teile seine Sicht der Charta aber nicht, aus naheliegenden Gründen, die sich implizit wohl mitklären lassen werden. Ich nehme also nur sehr allgemein Bezug auf das möglicherweise vorhandene Spannungsfeld Arbeitsgemeinschaft-Arbeitskreis, bin aber sehr wohl der Auffassung, daß diese Charta die Charta der Arbeitsgemeinschaft ist, aus formalen wie praktischen Gründen. Das wird bei knapper Rekapitulation der Vorgänge deutlich. Nämlich:

Der Arbeitskreis entstand als Folge des bereits erwähnten Kongresses der ARGE. Er wurde bei einem Jour Fixe der ARGE, der per Beschluß zur Initialsitzung umfunk-

tioniert wurde, gegründet. Er fand deklariertmaßen und mit Zustimmung und Befürwortung der ARGE im Rahmen derselben statt. Über Zielsetzungen und Abläufe wurde gelegentlich öffentlich berichtet, wobei die ARGE als Träger stets - widerspruchslos - miterwähnt wurde. Es fehlte auch nicht an ständigen Hinweisen seitens der ARGE-Führung, daß wir ja die ARGE seien, daß es da keine Kontrapositionen gebe, und das stimmt ja wohl auch, denn die meisten Arbeitskreisteilnehmer waren ja - teils führende - Angehörige der Mitgliedsverbände. Die ARGE-Führung nahm selbst auch ständig teil: Soweit ich mich erinnern kann, war zumindest immer ein Vertreter bei den Sitzungen anwesend, manchmal auch mehr. Was aber sicherlich und konstitutiverweise nicht der Fall ist und sein kann, ist, daß die Charta ausschließlich die Auffassungen der ARGE-Führung widerspiegelt. Denn sie entstand ja aufgrund eines gruppenspezifischen Prozesses - womit ich endlich bei der Erarbeitung der Charta angelangt bin, deren Umstände, nehme ich an, in legitimatorischem Sinne erwähnenswert sind.

Am Arbeitskreis nahmen insgesamt etwa 50 Leute teil, je etwa zur Hälfte behinderte und nichtbehinderte Personen. Für beide Gruppen gilt, daß sich unter ihnen eine erhebliche Anzahl von Öffentlichkeitsarbeitern im engeren und weiteren Sinne befanden. Es versammelte sich da also ein erhebliches Maß an Sach- und Fachkompetenz in mehrererlei Belangen - ein in Österreich, von sporadischen Einzelveranstaltungen vielleicht mal abgesehen, bisher einmaliger Vorgang -, um sich dem Thema "Behinderung und Öffentlichkeit" in systematischer Arbeit zu widmen. Das Spektrum angesprochener Fragestellungen reichte vom Grundsätzlichen, etwa Integrationskonzept, Bedürfnisdimensionen, bis zu Detailproblemen medialer Vermittlung. Als sehr wichtig erscheint mir, daß der Arbeitskreis "selbststrukturierend" vorging, d.h., daß die zu behandelnden Themen nicht von irgendeinem Grüppchen vorgegeben wurden, sondern per schriftlicher Umfrage ermittelt wurden und somit auf Mehrheitsentscheidungen beruhten. Dieserart kristallisierten sich folgende



Hauptpunkte heraus, zu welchen dann jeweils Impulsreferenten eingeladen wurden: "Social Advertising/Social Communications", Behinderung und Printmedien, Behinderung und TV, Behinderung und mediale Vermittlung im schulischen Bereich, "Kleine" Öffentlichkeit/"Kleine" Medien/Nachbarschaftshilfe/direkte Kommunikation (zu letztem Thema gab es sogar zwei Sitzungen). Daneben, aber nicht nur so nebenher, entstand sehr bald, ich glaube bereits in der zweiten Sitzung, der Wunsch, selbst in wirksamer Form mit den Ergebnissen an die Öffentlichkeit zu treten. Unter anderem war sogar von einer eigenen Zeitschrift die Rede, die vier- oder sechsmal jährlich als "Kritisches Komunique" erscheinen sollte, um laufende Behindertenberichterstattung und ähnliches zu reflektieren. Das war wohl eine Nummer zu groß gedacht angesichts der institutionellen, zeitaufwandmäßigen und ökonomischen Möglichkeiten. Was die Charta betrifft, die ein ständiges Begleitthema aller Sitzungen war, so wurde an dieser lange und sorgfältig gefeilt. Zunächst wurden sowohl per Diskussion als auch per Fragebogen die wichtigsten aufzunehmenden Punkte ermittelt. Auch wurden verschiedene bereits existierende Chartas, von der UNO abwärts, zu Vergleichszwecken herangezogen. Dann gab es endlich eine Rohfassung, die zur Stellungnahme verschickt wurde. Inhaltlich gab es zu diesem Zeitpunkt bereits einen weitreichenden Konsens, es mußte aber der Umfang noch um einiges beschnitten werden, samt ein paar kleinen Änderungen. Dieser Prozeß ist in der Begleituntersuchung übrigens sehr genau dokumentiert.

Was die Schärfe der Formulierungen angeht, gab es gewisse Kontroversen, jedoch in Maßen. Tatsächlich ist die nun an die Öffentlichkeit gelangte Fassung diesbezüglich eine "schwache", oder, sagen wir, eine nur "mittelstarke" Version, denn es gab mehrere Teilnehmer, denen der Tonfall noch zu wenig kritisch oder zu unverbindlich war ...

LOS: ... was es der ARGE oder Präsident Schmid noch schwerer gemacht hätte, sich jahinterzustellen?

Bernard: Womit wir aber eigentlich bereits bei den Vermittlungsproblemen angefangen sind. Sie steht ja offenbar nicht voll dahinter, und damit beginnen die Implementationsschwierigkeiten. Im Prinzip kann man's ja niemand ganz recht machen, das versteht sich von selbst: Was Präsident Schmid in Summe als gegen die Pressefreiheit gerichtet ansieht, sind für unseren Freund Gerhard Frühholz "No na"-Sätze. Ich bin demnach überzeugt, daß nahezu jeder der an der Entstehung der Charta Beteiligten da und dort irgend etwas an ihr auszusetzen hätte. Sie ist eben das Werk eines Kollektivs, und zwar ein mühsam erarbeitetes Werk, wobei wirklich versucht wurde, alle Auffassungen, Anregungen und auch Vorbehalte zu berücksichtigen. Umso mehr werden Außenstehende Kritikpunkte anmelden, insbesondere wahrscheinlich die Angesprochenen. Aus dieser meinetwegen auch Kritik aber kann und soll ja eine Diskussion entstehen, und aus der Diskussion ein Bewußtwerdungs- und Umdenkprozeß. Das ist ohnehin der einzig mögliche Weg, à la longue: mühsame Informations- und Überzeugungsarbeit, in kleinen Schritten. Es wird ja niemand ernstlich daran glauben, man könne behindertenfreundliche Berichterstattung per Dekret erwirken. Und die Pressefreiheit wird auch nicht angetastet, sondern ganz im Gegenteil eine Erinnerung ausgesprochen, nämlich an den Ehrenkodex des Österreichischen Presserates, sozusagen angewandt auf eine diesbezüglich besonders sensible soziale Problemstellung. Und ganz besonders sensibel bin ich z.B. hinsichtlich der Ansprüche, die eine benachteiligte Gruppe an die Gesellschaft oder einen funktional wichtigen Ausschnitt derselben stellt: Es gehört zu den Üblichkeiten unserer Interessensvertretungsdemokratie, daß von allen möglichen Gruppierungen Forderungen gestellt werden. Wie weit sie erfüllt werden ist ein anderes Kapitel. Aber man stelle sich vor, die 10 Forderungspunkte würden jeweils eingeleitet mit "Wir bitten um die stärkere Berücksichtigung ...", "Wir bitten um maximale Beachtung ethischer Prinzipien ...". Wenn es darum geht, Rechte und Ansprüche zu vertreten, wie ja Punkt 6 der Charta feststellt, so können An-

sprüche nicht erbeten werden, sondern nur Almosen ...

LOS: Nun, wie dem auch sei, Ansprüche, Forderungen oder auch nur Anregungen, Bitten ... wie sieht es aus mit der Wirksamkeit der Charta, insbesondere wenn sich die Arbeitsgemeinschaft nicht besonders stark macht dafür? Wie kommt Ihr damit an die Zielgruppe? Ist die Charta überhaupt in der Öffentlichkeit präsent?

Bernard: Erstens hoffe ich, daß sich ein Modus finden lassen wird, bei dem die ARGE auch ihrerseits sowohl deutlicher pro Stellung als auch an der praktischen Verbreitung stärker Anteil nehmen wird. Geplant ist ohnehin keine gewalttätig große Kampagne - deren beschränkte Wirkungen sind uns aus dem Jahre 1981 bereits bekannt -, sondern die Nutzung qualifizierter Teilöffentlichkeiten (übrigens eine wichtige, wenn auch eigentlich nicht neue Aussage der Studie "Soziale Rehabilitation und Öffentlichkeitsarbeit"). Zweitens ist die Charta ja inzwischen tatsächlich schon an dutzenden Stellen veröffentlicht worden, und zwar in je verschiedenen Längen. Manche Blätter brachten nur die "Zehn Gebote", manche samt "Kritik und Alternativen" oder komplett mit Präambel, abgestimmt auf die Blattlinien. Einmal wurde eine Art Kurzfassung veröffentlicht, auf drei Merksätze reduziert, nämlich in Form eines Inserats, das freundlicherweise von der Allgemeinen Unfallversicherungsanstalt an die Zeitschrift "Der österreichische Journalist" vergeben wurde. In Summe sind unter den genannten Blättern noch anteilig viel zu viele aus dem Rehabilitationbereich dabei, und es ist zugegebenermaßen schwierig, den Text woanders zu platzieren. Drittens aber kann die Veröffentlichung ohnehin nur einer der möglichen Kanäle sein. Andere sind - und wir nutzen mit allzu schwachen Kräften jeden, der sich auftut - Kongresse, Symposien, Lehrveranstaltungen, Enqueten etc., auch jeden persönlichen Kontakt, der zielführend erscheint. Und wenn hier in dieser Nummer eine Diskussion mittels Interviews losgetreten wird, ist das ja auch im Sinne der Erfinder.

LOS: Das wäre ein sehr praxisorientierter Abschluß, der mit dem Selbstverständnis von LOS wohl gut in Einklang zu bringen ist. Wir danken für das Gespräch ...

Bernard: Ein wichtiges Anliegen ist mir aber noch, auf folgendes hinzuweisen. Die Charta bringt tatsächlich "No na"-Aussagen, aber in gebündelter Form, und ebenso "No na" sind die Verhältnisse aber leider nicht so, was die Medienwirklichkeit angeht. Eine Charta bietet da eine Perspektive - und keine Verordnungen. Die perspektivische Wirkung verstärkt sich, wenn eine relevante Institution dahintersteht, dabei wäre es wünschenswert, würde sich der Konnex zur ARGE als Dachverband aller Behindertenverbände verdichten. Worum es geht, ist einfach zu sagen, etwa in Form eines Reader's Digest der "Zehn Gebote": nämlich um Berücksichtigung der Problematik in Aus- und Fortbildung (der Journalisten und Medienmacher); um ethische Fundierung ihrer Berichterstattung und sonstige mediale Produkte; um größtmögliche Selbstverständlichkeit in der Darstellung von Behinderung; um regelmäßige und ressortübergreifende Berichterstattung; um Verzicht auf Diskriminierung in Wort und Bild; nicht um die Mitleidsmaschine, sondern um Rechte und Ansprüche; um den Miteinbezug der Betroffenen; um die Kenntnis und Verbreitung eines Integrationsprinzips, das nicht einfach "Anpassung" meint; um die Berücksichtigung gesellschaftlicher und gesellschaftspolitischer Ebenen; um die Rückbesinnung auf den Bildungsauftrag der Medien. Das sind doch ganz klare und eindeutige und im Prinzip leicht nachvollziehbare und dem humanistischen Anspruch nach unhintergehbare Aussagen, über die sich eigentlich meiner bescheidenen Auffassung nach jede Diskussion erübrigen sollte - wenn man die Problematik aus dem Blickwinkel der Betroffenen und ihrer Interessensvertretungen sowie auch eines verantwortungsbewußten demokratischen Bürgers schlechtin zu sehen gewillt ist. Von der berühmt-berühmte: "Macht der Medien" und von Macht vs. Demokratie in gesamtgesellschaftlichen Dimensionen, insbesondere in bezug auf die Anliegen gesellschaftlich benachteiligter Gruppen, möchte ich jetzt

gar nicht sprechen, denn dann müßten wir ein weiteres Interview durchführen. Hinweisen aber wollte ich noch auf die Tatsache, daß die "Zehn Gebote" beim Thema Bildung anfangen und aufhören, was kein Zufall ist. Bildung versteht sich hier nicht in bildungsbürgerlichem Sinn oder als schulischer Drill, sondern als permanenter Lernprozeß, als Bewußtseinsbil-

dung. Es soll mit ihr etwas herausgebildet werden, nämlich das Gefühl oder Verständnis für die Integrität jedes einzelnen Mitmenschen. Ich glaube, in diesem Sinne haben wir noch sehr viel Bildung nötig.

(Das Interview führte Gloria Withalm.) ●

Soziale Rehabilitation und Öffentlichkeits- arbeit

Bericht über ein Forschungsprojekt

Jeff Bernard

Kommunikations- und gesellschaftswissenschaftlich orientierte Grundlagenuntersuchung zur Problematik der sozialen Integration und Rehabilitation und der sozialen Umweltgestaltung, unter besonderer Berücksichtigung von Aufgabenstellungen der Öffentlichkeitsarbeit und Bewußtseinsbildung. Im Auftrag der Allgemeinen Unfallversicherungsanstalt (AUVA), Abteilung Öffentlichkeitsarbeit. Durchgeführt von der Österreichischen Gesellschaft für Semiotik (ÖGS/AAS) in Zusammenarbeit mit dem Institut für Soziales Design, Entwicklung und Forschung, Wien (ISD), und Rehabilitationsfachleuten.

Die gesellschaftlichen und individuellen Probleme im Bereich der funktionalen, beruflichen und insbesondere sozialen Rehabilitation und Integration behinderter Menschen sind - speziell in Epochen ökonomischer und kultureller Umschichtungen,

einem beschleunigten Wandel unterworfen. Die Situation dieser beträchtlich großen "Randgruppe" und die Haltungen und Reaktionen der Gesellschaft erfordern daher eine ständige eingehende Beobachtung und teils Neubewertung auf sozialwissenschaftlicher Grundlage, bis hin zur Infragestellung der gesellschaftlich dominanten Norm- und Wertstrukturen. Es war daher Aufgabe dieser Untersuchung, diesbezügliche Ist-Zustände festzuhalten und zu analysieren sowie Kriterien und Vorschläge für eine Neuorientierung zur Verfügung zu stellen.

Die bisherigen Defizite im Bereich der sozialen Integration behinderter Menschen und ihre mögliche Überwindung oder Kompensation waren der wesentliche Ausgangspunkt und Untersuchungsgegenstand, wobei den gesellschaftlichen Vermittlungsinstanzen und -mechanismen, z.B. dem medialen Transport von Klischees, Stereotypen, Vorurteilen, Diskriminierungen, und den

mit dem Problemkreis befaßten (Teil-) Öffentlichkeiten oder Öffentlichkeitssektoren besondere Aufmerksamkeit zu schenken war (Printmedien, Film, Fernsehen). Dies gilt auch für Vermittlungsdefizite, z.B. im schulischen Bereich, in der Sozialarbeit und Sozialarbeiterausbildung, im Fach- und Behindertenverbandswesen, in unmittelbaren sozialen Umfeldern.

Die Ergebnisse sollen im Sinne einer stärker betroffenenzentrierten, stärker bedürfnisorientierten Vorgangsweise im Felde der "Behindertenproblematik" generell nunmehr der Verbesserung der öffentlichkeitsarbeiterischen Aktivität der auftraggebenden Institution zukommen und deren gesteigerte Konzentration auf Probleme und Fortschritte im Bereich der sozialen Integration wissenschaftlich untermauern, wobei einvernehmlich sogar das Erreichen einer gewissen Vorbildwirkung, einer Pionierfunktion auch für andere Öffentlichkeitssektoren intendiert ist.

Unter diesen Aspekten folgt die Anordnung der Beiträge im Rahmen der Untersuchung dem Weg von der Theorie zur Praxis. Einleitend werden die sozialwissenschaftlichen Grundlagen und Grundsatzabwägungen formuliert - eine durchaus "praktische" Aufgabe angesichts der etwa seitens der Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für Rehabilitation geforderten "Rehabilitationsphilosophie": Behinderung ist nicht nur an manifesten individuellen Schädigungen festzumachen und "abzuhandeln", sondern anhand der gesellschaftlichen Mechanismen, Zuschreibungen, Abwehrhaltungen, Stigmatisierungen, die behinderte Menschen zu "Sondermenschen" machen und ihre Aussonderung fördern. Behinderung ist ein gesellschaftliches Phänomen, und es liegt daher auch in der gesellschaftlichen Verantwortung, die Behindertenproblematik als auch gesellschaftlich "produzierte" einer gesamtgesellschaftlichen Lösung im Sinne des Integrationskonzepts zuzuführen. Dies beginnt bereits bei Benennungs- und Definitionsstrategien: Oft werden unter Schlüsselbegriffen wie "Integration", "Rehabilitation", "Normalisierung" sogar desintegrative Maßnahmen befürwortet, Sondereinrichtungen vertei-

ligt, Sonderlösungen vorgeschlagen oder aufrechterhalten, oder in verkürzender Weise Anpassungshaltungen von den Betroffenen erwartet, wo deren eigenbestimmte Entfaltungs- und Entwicklungsmöglichkeiten im Vordergrund stehen sollten. Daraus resultiert bereits die Notwendigkeit ihrer Miteinbeziehung in alle relevanten Definitions- und Entscheidungsprozesse.

Diesbezüglich ist wichtig, daß die Öffentlichkeitssektoren, in denen das Integrationskonzept artikuliert und als "Vermittlungsgut" weitergegeben wird, genau geortet und untersucht werden. Denn sowohl der Rehabilitations- als auch der Mediensektor zeichnen sich durch Komplexität und eine Vielfalt von Interessensgruppierungen verschiedener Größenordnung und Einflußmöglichkeit aus. Dieses Wechselspiel und die Rollen der diversen Gruppierungen wie auch der "Randgruppe" der Betroffenen selbst wird mittels eines "devianztheoretischen" Modells verdeutlicht, das die "abweichende" Rolle behinderter Menschen aufzeigt.

Die Folgeabschnitte beschäftigen sich mit jeweiligen Ausprägungen in Praxisfeldern, allen voran im Problemfeld "Schule", wo sich die Vermittlungspraxis in puncto "Integration" als unzureichend erweist: Es fehlen entsprechende Unterlagen und fachübergreifende Durchsetzungskonzepte, leider auch in der Sozialarbeiterausbildung, wie eine Expertenbefragung bestätigte. Im Feld der beruflichen Rehabilitation bzw. im zugehörigen Ausbildungssektor/Umschulungsbetrieb sind ebenfalls Defizite aufzeigbar. Reha-Zentren sind kein "Erfolg" an sich, sondern Widerspiegelung des gesellschaftlich bedingten Raubbaus des Menschen an sich selbst; in der derzeitigen wirtschaftlichen Lage verschlechtern sich die Chancen für den "Erfolg" auch im Einzelfalle zusehends; dies trotz guten Ausbaus der Leistungen und Angebote, wie am Beispiel des BBRZ-Linz dargestellt, dessen Probleme z.B. in der Größe und im Standort (Schwierigkeiten im sozialen Umfeld) liegen; für den Ausbildungssektor werden zwar Neuorientierungskonzepte diskutiert, doch kommt zur Zeit der sozialen (und

psychosozialen) Rehabilitation kaum ein hinreichender Stellenwert zu. - Die praktischen Probleme betroffenenzentrierter Öffentlichkeitsarbeit werden am Beispiel des Engagements für die meistbenachteiligte und artikulationsschwächste Behindertengruppe, die geistig behinderten Menschen, thematisiert. Hier stellt z.B. die "Fachpresse" der Elternvereinigungen den Dialog zwischen Betroffenen, Angehörigen, Umfeld, Gesellschaft her. "PR" ("veröffentlichte Beziehung") sind hier Abbild und zugleich Triebfeder "öffentlicher Beziehung", drücken Identität, Wünsche, Ziele aus, bieten Strategien an. Es gilt, mögliche Mißverständnisse und Fallen zu berücksichtigen und brauchbare Strategien zu entwickeln (Zielgruppen, Mitteleinsatz); im Inhaltlichen geht es um Erzeugung eines (auch politischen) Drucks zur Verbesserung der gesellschaftlichen Situation der Betroffenen.

Ein eigenes Kapitel ist dem audiovisuellen "Leitmedium" Film gewidmet, da diese Medien mit als weltbildprägende Sozialisationsinstanz fungieren. Behinderten Menschen (und Randgruppenangehörigen im allgemeinen) wird hierin sehr häufig eine diskriminierende Rollenzuschreibung verpaßt. Die Untersuchung geht der diesbezüglichen "Bildsprache" nach: z.B. der Verbrecher als "Gezeichnete", körperlich Entstellte, blind, mit fehlenden Gliedmaßen etc. Die verschiedenen Behinderungsarten dienen zu verschiedenen negativen Charakterisierungen; nur ein kleiner Anteil von Filmen bildet behinderte Menschen weder offen noch versteckt (z.B. überheroisierend) diskriminierend ab. Leider existieren kaum gesellschaftliche oder institutionelle Korrektive zur Versachlichung der Darstellungspraktiken. Hier ergebe sich ein sehr grundlegender Ansatzpunkt für breitzustreuende Bewußtseinsarbeit. - Gleiches gilt für die Darstellung von Behinderung in den Printmedien, die im Rahmen der Studie u.a. in aktionsforscherischer Orientierung in Form einer Ausstellung samt Katalog eingehend behandelt wurde.

Die damit angeschnittene, während der Bearbeitung zunehmend betonte interaktive

Ausrichtung der Untersuchung konzentrierte sich auf folgende zwei Schwerpunkte: Der 7. Kongreß für Sozialarbeit und Rehabilitation, "Behinderte Menschen und Massenmedien" (1985), bot den Einstieg. Wesentliche Programnteile wurden vom Projektteam konzeptionell und durchführungsmäßig betreut sowie dokumentiert und ausgewertet (z.B. Arbeitskreise zu den handwerklichen Grundlagen, zu strategischen Problemen der Öffentlichkeitsarbeit, zur Bewußtseinsfrage und Bewußtseinsarbeit). Ein wesentlicher Konsens des Kongresses bestand darin, daß die eindimensional-passive Fixierung auf die Massenmedien einer differenzierenden Sicht von Öffentlichkeitsarbeit als vielschichtige Kommunikation weichen müsse, unter Einsicht in gesamtgesellschaftliche Wirkungsgefüge. Dies wurde auch gefördert durch die Konzeption und Abwicklung eines "Planentscheidungsspiels Basisnahe Öffentlichkeit" (ca. 50 Teilnehmer), welches sehr unmittelbare Lernprozesse bei allen Beteiligten bewirkte (die Rekonstruktion, Evaluation und Interpretation liegen als eigenes Kapitel vor). Der andere Schwerpunkt war der im Gefolge des Kongresses konstituierte und vom Projektteam geleitete "Arbeitskreis Öffentlichkeitsarbeit" der Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für Rehabilitation, dessen Ergebnisse ebenfalls im Sinne der Dokumentation und Begleituntersuchung hiermit vorliegen. Abermals etwa 50 Teilnehmer diskutierten in sechs vierteljährlichen Treffen Themenstellungen wie: Behindertenberichterstattung im Medium TV; "Social Advertising" (Werbung für Non-Profit-Zwecke); behinderte Menschen und Behindertenberichterstattung in Tageszeitungen; behinderungsbezogene Arbeit im schulischen Bereich (am Beispiel des SHB-Medienzentrums); "kleine Öffentlichkeiten" (Aktions-, Initiativ-, Selbsthilfegruppen, Nachbarschaftshilfe etc.). Zugleich wurde über mehrere Sitzungen hinweg eine "Charta zu Darstellung behinderter Menschen in den Medien" erarbeitet und in zahlreichen Versionen an die Öffentlichkeit bzw. an die speziellen Zielgruppen (Journalisten, Medienmacher) herangebracht.



In diesem Sinn kann gesagt werden, daß die Studie die Probleme sozialer Integration und ihrer medialen Vermittlung bzw. der notwendigerweise zu ergreifenden Öffentlichkeitsarbeiterischen Maßnahmen in zahlreichen relevanten Aspekten ausleuchtet, unter Beachtung größtmöglicher Betroffenenzentrierung, sodaß sich die ergebenden Schlußfolgerungen sowohl im Sinne der Anschaulichkeit als auch der systematischen Hinterfragung zugrundeliegender Strukturen als Basis einer Neuorientierung der Bewußtseinsbildung verwenden lassen.

Für die Öffentlichkeitsarbeit der auftraggebenden Institution ergeben sich daraus verschiedene Vorschläge zur Umgewichtung. Zunächst in allgemeinsten Form:

Diese Umgewichtung sollte sich weit eher in Richtung des Verständnisses als wichtiger Teil emanzipatorischer Gemeinwesenarbeit entwickeln und nicht als Orientierung an gängigen Modellen wie immer garteten "Social Marketings". Die Rolle der Institution müßte im Sinne der stärkeren Betonung ihrer sozialanwaltschaftlichen Aufgaben gesehen werden. Das zentrale Thema sollte nicht nur "soziale Rehabili-

tation" im engeren Sinne, sondern umfassende gesellschaftliche Integration behinderter Menschen heißen. Daraus ergibt sich eine stärkere Basisorientierung, die sich in stärkerer Interaktion mit der authentischen Artikulationsebene dieser sensiblen gesellschaftlichen Problematik ausdrücken müßte (Selbsthilfegruppen, Initiativgruppen, Zeitschriften von behinderten Menschen etc.). Im Inhaltlichen: sinngemäße Orientierung an den Prinzipien der oben angeführten "Charta" (Sachlichkeit und Objektivität, Berücksichtigung der gesellschaftlichen Hintergründe, Vermeidung von Klischees, Betonung der Rechte und Ansprüche Betroffener, fundierte Diskussion des Integrationskonzepts, weitgehende Miteinbeziehung behinderter Menschen auf allen Ebenen). Weiters ergeben sich neue Anwendungsgebiete in Ausbildung, Lehre und Forschung sowie in verschiedenen fachverwandten Bereichen (sekundäre Multiplikationswirkungen). Eine derartige Umgewichtung böte der Institution eine hervorragende Chance, ihr soziales Anliegen und entsprechende Darbietungsformen optimal aufeinander abzustimmen und im Sinne des Integrationskonzeptes eine Leitbildfunktion zu übernehmen. ●

Wir Tiroler vertrauen unserer Bank. --- **Die Hypo.**



Peter Radtke — Ein multimediales Ereignis

Interview mit Peter Radtke

Radtke: Zur Entstehung der Arbeitsgemeinschaft: Die Bayerische Staatsregierung hat auf den Wunsch von Behinderten nach mehr einschlägigen Sendungen reagiert, und da hat sich dann eben das neue Medium angeboten – Kabelfernsehen, Privatfernsehen. Manche haben gesagt, das ist ja nur eine Alibifunktion, was ihr da macht; wir wollen in die Öffentlich-rechtlichen Anstalten. Im Prinzip glaube ich auch, daß unser Platz in den Öffentlich-rechtlichen ist, aber die Verhältnisse sind nicht so. Dort hinein kommen wir allenfalls hin und wieder, aber wir bleiben fremdbestimmt und sind auf den guten Willen und die Offenheit der jeweiligen Redaktionen angewiesen. Außerdem dominieren dann immer bestimmte Vorstellungen von spektakulären Leistungen, z.B. der Schwimmer ohne Arme und Beine, der ist interessant. Das entspricht eigentlich nicht dem, was wir wollen – wir wollen Alltag zeigen, und daran anknüpfend die Problematik der Betroffenen. Das können wir zur Zeit am besten auf einer "Spielwiese" wie dem Privatfernsehen. 1983 wurde dann die Arbeitsgemeinschaft gegründet und 1984 der Sendebetrieb aufgenommen – am Anfang äußerst belächelt von den "Professionellen". Anfangs hatten wir wirklich wenig Ahnung – unsere Sendungen waren einfachst.

Unsere Konzeption möchte ich mit drei Schlagworten umreißen:

- Betroffene soweit wie möglich zu Wort kommen lassen – sowohl bei der Moderation als auch bei den Filmberichten steht die Aussage der Betroffenen im Vordergrund, wobei auch Angehörige als Betroffene gelten.

- den Kommentar weitgehend zurücknehmen zugunsten der direkten Aussage, auch wenn sie weitschweifiger ist. Eine Aussage vor der Kamera bringt ja nicht nur den reinen Wortlaut, sie vermittelt das Wesen, die Situation. Den Kommentar also nur dort, wo er unbedingt nötig ist.

- längere Filme, innerhalb eines Filmes längere Einstellungen, sodaß man sich auf Bild und Aussage einlassen kann. Zunächst aus rein praktischen Gründen: Betroffene, die sich unser Programm ansehen, haben oft Schwierigkeiten mit der Aufnahme, sie brauchen Zeit. Außerdem Untertiteln wir unsere Beiträge für die Gehörlosen und Schwerhörigen, man muß den Untertitel in Ruhe lesen können. Das war zuerst nur eine technische Sache, dann haben wir aber unsere Sachen bewußt so angelegt, daß – positiv gesagt – etwas Beschauliches, Kritiker würden sagen, etwas Langweiliges zustande kam.

Diese drei Punkte waren von Anfang an da, wir haben sie später vielleicht noch ausgebaut, aber nicht verändert. Was wir verändert haben, ist das know-how, die Geräte sind auch besser geworden, aber die Grundtendenz ist die gleiche geblieben. Wir haben inzwischen auch den Eindruck, daß das heute nicht mehr so belächelt wird, grad von den Kollegen beim Bayerischen Rundfunk. Wir haben auch freie Mitarbeiter, insbesondere beim BR, wenn die ein Behindertenthema behandeln, kommen sie zu uns, fragen uns um Rat. Das ist eine Auswirkung von unseren Sendungen.

Was die Akzeptanz angeht: Im Herbst 1987 hatten wir die letzte Umfrage. Und am Ar-

fang, 1984 oder 1985, hatten wir die allerersten Umfänge, die war wirklich nicht repräsentativ, das waren insgesamt nur dreihundert Befragte und davon haben sich nur zwanzig oder dreißig gemeldet. Wenn wir es hochgerechnet hätten, hätten wir ein Prozent feste Zuschauer bei den Kabelempfängern gehabt, zwei Prozent, die uns häufiger gesehen und sechs Prozent, die uns selten sehen. Ja, und dann hat eben Contest diese Umfänge gemacht, die kann jetzt schon als repräsentativ gelten, und da gab es komischerweise fast die gleichen Zahlen: 1,5 % feste Zuschauer, das sind im Großraum München 4.500 Personen, nochmal 1,5 % die uns häufig sehen - regelmäßig bis häufig sind es also rund 9.000 Leute, und nochmal 6,3 % der Zuschauer sehen uns gelegentlich. Diese Prozentzahlen sind ganz ähnlich wie die am Anfang, das heißt, es gibt offensichtlich einen festen Stamm.

Ich hab jetzt mitgemacht bei einer Kommission - es gibt eine Meinungsumfragefirma, die hat im Auftrag der Bundesregierung die Mediennutzung bei behinderten Kindern und Jugendlichen erforscht. 9 - 10 % sagen, wir möchten Fernsehsendungen über Behindertenthemen. Das hat mit uns gar nichts mehr zu tun, aber diese zehn Prozent tauchen immer wieder auf. Wenn man davon ausgeht, daß rund zehn Prozent der Bevölkerung behindert sind, dürfte das einfach die Bandbreite sein, die für diese Themen in Frage kommt.

Man war - das hab ich von einigen Seiten gehört - überrascht über die Zahlen, das ist viel Interesse für etwas, das als Randgruppenprogramm geplant war. Wir wissen auch, daß es enorm schwierig ist, so eine Thematik zu verkaufen, die den Sozialkontakt hat und die man eigentlich nicht sehen will. Wir haben versucht, ein möglichst "normales" Programm zu machen, wo eben Behinderte die Hauptdarsteller sind. Ich glaub auch, daß es relativ gut ankommt. Ich sag das jetzt mal ganz böse: Vielleicht ist es gerade dieses Voyeurhafte, das den nichtbehinderten Zuschauer interessieren kann. Sieht er einen einschlägigen Film in ARD oder ZDF, dann weiß er: Jetzt werde ich über Behinderte

aufgeklärt! Unser Programm behauptet: Wir wenden uns an die Betroffenen. Und der Nichtbehinderte hat das Gefühl, daß er hier authentisch etwas erfährt, das nicht extra für ihn aufbereitet ist.

Seit Juli letzten Jahres arbeiten wir am Aufbau einer Videothek für Hörgeschädigte. Wir möchten eine Art Medienzentrum im Behindertenbereich für die BRD schaffen, ich glaube, daß das auch in der Intention der Staatsregierung liegt. Eine Ausweitung in Richtung Hörfunk und Presse ist nicht ausgeschlossen, derzeit sind allerdings nicht die Mittel dafür vorhanden. Es gibt natürlich auch die Ansicht, man soll gar nicht so konzentrieren; andererseits kommt es in kleineren Gruppen ohne Vorwissen dazu, daß dieselben Fehler immer wieder neu gemacht werden. Wir haben jetzt doch schon einige Erfahrung gesammelt, auch mit der Gestaltung der Filme. Ein Beispiel: Jeder unserer Mitgliedsvereine hat Anspruch auf einen Halbstundenfilm nach seinen Vorstellungen. Diese Filme sind oft unsere schlechtesten.

LOS: Wir haben uns bei der Durchsicht Ihrer Programme auch schon gefragt: Wer ist eigentlich interessiert an Selbstdarstellungen wie dem letzten Sommerfest des Interessenverbandes?

Radtke: Diese Filme kommen bei der Einrichtung selbst bestens an. Die glauben, das ist ein toller Film, dabei widerspricht er allen Regeln der Akzeptanz. Wir bringen natürlich unsere Erfahrung ein und sagen, so geht das nicht, wenn ihr alle eure Bereiche vorstellt, statt einen roten Faden durchzuziehen oder die Geschichte an einem Betroffenen festzumachen. Wir verdanken unsere Erfahrung schließlich auch unseren Fehlern. Ich glaube, daß es ein richtiger und wichtiger Weg ist mit der Konzentration, sofern Betroffene, Angehörige oder Fachkräfte "vor Ort", wie die kleine Logopädin, in den Vordergrund kommen.

LOS: Sie haben vorhin erzählt, daß die Kollegen von den sogenannten "normalen" Abteilungen nachfragen kommen, wenn ein



Behindertenproblem behandelt wird.

Radtke: Das sind aber nur die freien Mitarbeiter, das soll man nicht außer acht lassen!

LOS: Jedenfalls wird relevante Information gesucht. Das Programm hat schon durch seine Existenz Demonstrationswert, auch die Macht verbessert sich - kann man nun sagen, daß es eine Auswirkung auf die Vorgangsweise anderer Rundfunkanstalten gibt?

Radtke: Wie schon erwähnt, da gibt es Mitarbeiter, die bei der Recherche auf uns zukommen. Ich kann nicht übersehen, daß der öffentlich-rechtliche Rundfunk mehr Verbreitung hat, also ist es mir lieber, ich geb die Information her und es gibt einen kompetenten Film, auch wenn ich damit die Konkurrenz stärke. Lieber wäre mir eine konkrete Zusammenarbeit mit den großen Anstalten, die wir im technischen Standard ja doch nie erreichen.

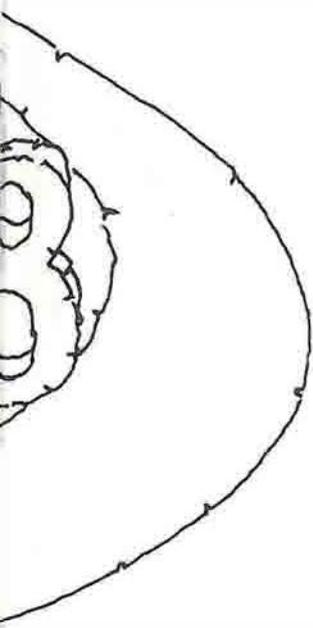
Über die persönlichen Kontakte hinaus hat unser Programm einschlägigen Initiativen in manchen Anstalten Auftrieb gegeben. So wäre es vor einigen Jahren unmöglich gewesen, eine behinderte Moderatorin vor die Kamera zu setzen, selbst bei einer Sendung für Gehörlose. Heute gibt es beim Bayerischen Rundfunk einen Gehörlosen und eine Schwerhörige, die einmal im Monat eine Info-Box machen, und ich glaub, es hat durchaus eine Rolle gespielt, daß wir fast ausschließlich Behinderte als Moderatoren einsetzen.

Natürlich kann ich nicht feststellen, was von uns kommt und was sich im Lauf der Zeit entwickelt hat. Aber wir haben einmal bewiesen, daß wir genug Themen haben, und daß das die Leute auch interessiert. Dann trauen sich auch andere, diese Themen aufzugreifen.

LOS: Wissenschaftliche Themen über die Wirksamkeit der Medien gehen in die Richtung, daß vorhandene Vorurteile eher verstärkt werden. Wie stehen sie zu der Problematik der Wirksamkeit aufklärerischer Sendungen?

Handwritten notes and scribbles at the top left of the page, including letters like 'G', 'F', 'M', 'Z', 'i', 'A', 'V', 'N', 'Z', 'G', 'M', 'E', 'I', 'F', 'N', 'W', 'K', 'R', 'I', 'D', 'G', 'R', 'E', 'A', 'K', 'E', 'Z', 'i', 'F', 'M'.

Handwritten letters 'i' and 'z' on the left margin.



MEDIENLANDSCHAFT

Handwritten signature or initials.

Radtke: Ich möchte da zurückkommen zu der

These, daß unsere Sendungen so erfolgreich sind, weil sie eben nicht aufklärerisch sind. Ich bin ein bißchen skeptisch, wenn man ganz bewußt etwas ändern will, wie etwa beim Schulfunk. Ich glaube aber durchaus an die Bewußtseinsänderung, und zwar auch Normalisierung. Meistens ist es so: Ich soll mich mit dem Behinderten beschäftigen, weil er behindert ist. Das ist der falsche Ansatz, die Behinderung muß aus dem Exzeptionellen herauskommen, man muß einen Kontakt schaffen - wie etwa ein Hobby - das nicht über die Behinderung geht.

Bei mir zum Beispiel: Wenn mich jemand nur auf der Straße sieht, hat er automatisch ein bestimmtes Bild von mir: Hilflos, lebt wahrscheinlich im Heim usw. Plötzlich sieht er mich im Fernsehen, bei einer Diskussion mit Hackethal oder sonstwem. Das Etwas im Rollstuhl bekommt individuelle Züge, wird zur Person - und indem wir das fördern, einfach zeigen, wie Behinderte leben, ohne belehrenden Kommentar - so können wir auch Bewußtsein verändern.

Wir machen das, indem wir Behinderte vor die Kamera stellen - noch lieber wärs mir natürlich, wenn Behinderte einfach in "normale" Sendungen integriert wären, auch als Showmaster oder Nachrichtensprecher. Aber es ist schon ein Schritt in Richtung Normalisierung.

Wir nehmen auch selten spektakuläre Fälle - ich berichte lieber über einen blinden Pianisten, der in einer Bar öfter den Gästen was vorklimpert, als über Pinchas Zuckerman (er hat Polio) - kaum einer hat das Gefühl, er könnte je ein Pinchas Zuckerman werden. Aber in einer Amateurband spielen, oder auch in einer Profiband, da kann man sich damit identifizieren. Mir ist das Machbare lieber, nicht die große Reise nach Neuguinea, sondern einer, der in Deutschland rumtrampelt.

LOS: Uns hat man auch schon öfter gesagt, man kann ja nur über das Spektakuläre berichten, der Alltag ist nicht medienwirksam, den haben die Leute selber den gan-

zen Tag.

Radtke: Das stimmt eben nicht in diesem Fall - der Nichtbehinderte hat ja zumeist vom Alltag der Behinderten keine Ahnung. Ich hab bei der Sendung "Licht ins Dunkel" einen Text vorgelesen von einem schwer spastisch Gelähmten - sein Weihnachtssabend im Altenpflegeheim. Mich hat der Text zwar geärgert, weil er mich herausforderte, und ich meine, so darf man eigentlich nicht schreiben - trotzdem hab ich ihn für sinnvoll gehalten, weil wir nämlich überhaupt nicht wissen, was ein Heiligabend im Pflegeheim bedeutet. Der gute Marbøe hat dann etwas süßsauer gelächelt, aber ich hatte den Text vorher bekanntgegeben. Jedenfalls glaube ich, der Alltag, der sich oft hinter verschlossenen Türen abspielt, das ist für die anderen schon spektakulär. Man müßte den Vertretern der Medien sagen: Macht doch einmal die Probe aufs Exempel, ob es tatsächlich keinen interessiert! Ich möchte gern einmal wissen, wie ein Contergan-Geschädigter einen Arbeitstag hinter sich bringt, und ich bin sicher, daß das viele interessiert.

Natürlich kann man sagen, das ist wieder was Sensationelles, aber jedes Behindert-Sein ist Ausnahmesituation.

Es kann ja auch durchaus reizvoll sein, wenn "nur" der Alltag gefilmt wird. Daß das nicht interessant ist - das sind ja auch wieder so Klischees, die aufgestellt werden, und keiner diskutiert darüber, ob sie tatsächlich stimmen!

LOS: Da ist ja auch die Bequemlichkeit der Medienmacher, die bei der Art und Weise bleiben wollen, wie sie immer gearbeitet haben, und dann verschanzt man sich hinter dem Publikum, das angeblich etwas unbedingt ablehnt oder unbedingt haben will.

Radtke: Es kommt freilich auf den Ansatzpunkt an - wenn ich etwa den Alltag in einer Einrichtung schildere, das wird problematisch, Ansatzpunkt muß immer der einzelne Mensch sein, dann wird es interessant. Eine Einrichtung oder eine Ver-

einigung hat kein Leben, da interessiert dann wirklich nur das Spektakuläre.

LOS: Wir haben hier den Konflikt zwischen Objektivierung und Darstellung gesellschaftlicher Hintergründe, die notwendig ist, um ein Problem wirklich zu verstehen auf der einen Seite - und den Medienmechanismen auf der anderen Seite, wo es immer um Personifizierung und Vereinzlung geht - gibt es da eine Diskussion um die optimale Darstellung in Ihrem Team?

Radtke: Wir bekennen uns offen zur Subjektivität; wir wollen aus der Sicht der Betroffenen Probleme darstellen. Eine Vielzahl von Subjektivitäten ergibt wieder eine Objektivität - der Weg über die subjektive Darstellung bedeutet nicht notwendig Vereinzlung des Problems.

LOS: Das kommt auch auf den Zusammenhang an - wenn die vereinzelt Darstellung im "großen" Medium alle heiligen Zeiten einmal stattfindet, dann bleibt das auch auf der Ebene. Uns ist aufgefallen, daß der Umgang mit der Behinderung an den Einzelnen zurückverwiesen wird, solche, die es "geschafft" haben, haben Vorbildwirkung, oder aber es wird mit der Mitleidsmaske operiert. Bei der Teilhabe am Alltag, wie sie es darstellen, löst sich dieser Konflikt ein bißchen auf. Gesellschaftliche Mißstände soll man trotzdem beim Namen nennen.

Radtke: Wir haben auch einen Fall gehabt, den ich nicht einfach so subjektiv stehen lassen wollte. Das war ein Film "Behinderte haben Kinder" - er hat Multiple Sklerose, sie ist Spastikerin, sie haben ein nichtbehindertes Kind, das während der Woche in Pflege ist, weil sie es sonst nicht durchstehen. Ursprünglich wollten wir einen Film machen, um zu zeigen "es geht ja doch". Es ist aber dann ein ganz anderer Film draus geworden, und wir haben dann einen Nachspann gemacht, wo wir versucht haben, den Filmbericht zu objektivieren und zu ergänzen, weil es sich hier wirklich um einen Extremfall gehandelt hat.

LOS: Bei der Diskussion "Alltag versus Spektakuläres" können wir auch auf Ihre

Person überleiten, denn Sie sind ja in mehrfacher Weise an der Öffentlichkeit. Auch wenn sie ihre Beschäftigung mit dem Theater als Privatangelegenheit darstellen, so sind Sie ja doch sehr bekannt, auch im Ausland. Schließlich sind Sie im "Wiener" hochstilisiert worden als einer der letzten Einzelkämpfer, Überwindung des Schicksals usw. usw. Wie sehen Sie das?

Radtke: Sicher hat meine Privataktivität auch öffentliche Wirkung, das soll sie ja auch haben. Ich komme von der Behindertenarbeit und meine ersten Stücke, die ich geschrieben oder bei denen ich mitgespielt habe, waren stark auf das Thema "Behinderte" ausgerichtet. Heute sehe ich das Theater als einen Bereich künstlerischer Aktivität an, wie er von anderen auch gemacht wird. Ich kann natürlich nicht übersehen, daß ich ein Behinderter bin - wenn ich ein Stück schreibe oder eine Rolle übernehme, fließt das mit ein. Mein Buch "M wie Tabori" ist ein Theaterbuch, es bringt aber auch etwas über Behindertenprobleme.

Ich bin von Kollegen vom Schweizer Rundfunk gefragt worden, was meine Theaterarbeit für die Behindertenbewegung gebracht hat. Für die "Bewegung" wahrscheinlich nicht viel - ich glaube aber auch, daß die Zeit der großen Bewegungen vorbei ist. Was wir jetzt brauchen, sind Individuen, die sich nicht auf Behindertenarbeit konzentrieren, sondern sich mit ganz normalen politischen oder gesellschaftlichen Problemen beschäftigen und die Behinderung mit einbringen. Mit dieser "Durchdringung" anderer Bereiche machen wir den Gegnern von Integration mehr Probleme als mit einer geschlossenen Behindertenbewegung, die in ihrem Bereich bleibt. Ich mache in München jetzt meine dritte Produktion an den Kammerspielen, ich will nicht Behindertenstücke machen - jetzt wird man unruhig. Da ist jemand, der sich etwas anmaßt, das ihm nicht zusteht; so lange er nur Krüppelkabarett gemacht hat ...

LOS: Damit hat man gegen die Normen der Gesellschaft verstoßen - Show-Freak wird

gestattet, aber wenn plötzlich ein qualitativer Sprung da ist ...

Radtke: Genau. Ich hab den Eindruck, daß behinderte Menschen wesentlich gefährlicher für den Umbau der Gesellschaft wären, wenn sie sich als Individuen genau dort einnisten, wo sie eigentlich nicht hingehören.

LOS: Erzählen Sie uns bitte noch etwas über das Büro hier, über die Alltagsarbeit.

Radtke: An festen Mitarbeitern haben wir die Sekretärin, einen zweiten Redakteur - ich bin leitender Redakteur und Geschäftsführer - und einen Techniker für die Anlage (halbtags). Bei der Videothek ist auch eine Sekretärin und wir sind gerade dabei, einen gehörlosen Mitarbeiter einzustellen. Dazu kommen noch zwei Zivildienstleistende und eine Anzahl freier Mitarbeiter: zwei Redakteure, die unterschiedlich eingesetzt werden, Kameramann, Tontechniker.

Themen bekomme ich durch meinen Kontakt mit Betroffenen, manchmal auch durch Zeitungsberichte. Die Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft machen Vorschläge im Programmbeirat, in dem jeder Verband vertreten ist. Zur Zeit etwa machen wir eine Langzeitbeobachtung über eine Behinderte, die im Begriff ist, in ein Wohnheim zu ziehen - welche Erwartungen gibt es, was sagen die Nachbarn, usw. Einen Monat nach dem Einstand werden wir wieder eine Bestandsaufnahme machen und nach einem Jahr wieder.

LOS: Und Sie leben ausschließlich von Subventionen?

Radtke: Abgesehen von Eigenmitteln, die aber minimal sind, ca. 10.000 DM - Mitgliedsbeiträge, Spenden.

LOS: Wir hören von anderen Organisationen, daß es mit den Subventionen sehr schlecht aussieht, daß man immer wieder betteln muß, daß langfristige Projekte nur mehr sehr schwer geplant werden können. Die Arbeitsmarktverwaltung zieht

Leute ab, die früher im Rahmen irgendwelcher Programme bei Projekten mitgearbeitet haben - wie ist das nun bei Ihnen?

Radtke: Also ganz offen: Wenn der politische Wille nicht hinter dieser Art von Sendungen stehen würde, würden wir heute nicht mehr leben. Ich frage auch gar nicht danach, warum die das wollen. Für mich spielen die Motive keine Rolle, solange wir das machen können, was wir wollen.

LOS: Wir sehen, daß Sie mit Ihrer Arbeit auch Positives bei anderen Medien bewirken. Auf der anderen Seite haben wir überall den drohenden Sozialabbau, insbesondere Randgruppen sind bedroht. Wieweit versteht sich Ihre Arbeitsgemeinschaft mit dem Programm als politisches Instrument?

Radtke: Im Grunde relativ gering. Die einzelnen Mitgliedverbände beziehen natürlich in der Öffentlichkeit dezidiert Stellung. Aber unser Programm ist auf einer anderen Schiene: Programm für die Betroffenen einerseits, das ihnen ein Forum und Möglichkeiten zur Solidarisierung bietet - das Bild des Behinderten in der Öffentlichkeit zurechtrücken andererseits. Eine politische Sendung würde einen anderen Stil erfordern.

Das entspricht auch meiner eigenen Überzeugung - politische Argumentation ist leichter zu entkräften, die Spielregeln sind bekannt. Für die neue Form der Darstellung hat die "Gegenseite" noch nicht die Antwort gefunden. Ich sitze ja auch zwischen den Stühlen - für die Behindertenbewegung bin ich reaktionär, einer, der sich mit Mächtigen einläßt, mit denen man eigentlich nicht paktieren sollte, wie z.B. bei Licht ins Dunkel. Bei den konservativen Kreisen bin ich der Revolutionär. Ich bin irgendwie ein Einzelkämpfer, der es niemand recht machen kann.

LOS: Wir danken herzlich für das Gespräch.

Interview geführt von Susanne Pribitzer und Jeff Bernard

Sozialpolitische Initiativen wider den Zeitgeist

Interview mit Anneliese Mayer und Heinz Schulze - AG SPAK

Schulze: Zur Vorgeschichte und Geschichte der AG SPAK: Am Anfang standen Studenten in katholischen und evangelischen Studentengemeinden, die während des sogenannten Wirtschaftswunders entdeckten, daß es dennoch Gruppierungen gibt, die nicht sehr gut dran sind. Mitte der 60er Jahre fingen sie in großen Gruppen an, Obdachlosen-, Strafgefangenenarbeit und Arbeit mit psychisch Kranken zu machen. Durch die Studentenbewegung verstärkte sich dann die politische Diskussion; dies zeigte sich auch im Wechsel der Namensgebungen: früher Caritas-, Sozialer Kreis, nun Sozialpolitische Arbeitskreise. Es entstand die Frage der Koordination: früher lag diese bei der katholischen Studentenvereinigung - es gab aber Probleme mit der Bischofskonferenz, sodaß als unabhängige Struktur 1970 die AG SPAK gegründet wurde. Die Entwicklung seither war jedoch nicht kontinuierlich: es gab zwei Fraktionen. Die eine sah die sogenannten Randgruppen als Vorhut des revolutionären Prozesses (da die Arbeiterbewegung und die Gewerkschaften keine Veränderungen mehr brächten), die andere wollten mit ihnen - nicht nur als politische Hilfsmittel - eher solidarisch arbeiten. Die beiden Gruppierungen entwickelten sich auseinander: Erstere fanden meist zu den K-Gruppen, letztere zu Bürgerinitiativen und Sozialarbeitskreisen. Die AG SPAK sollte von Anfang an keine rigide Verbandsstruktur darstellen, sondern autonome Projektbereiche umfassen, jedoch mit der Hoffnung gegenseitiger Beeinflussung. Die bereits genannten Arbeitsbereiche blieben weiterhin bestehen, es kamen jedoch betroffenen- und interessenorientierte dazu, so z.B. - als

sehr aktiver - der Bereich selbstverwalteter Jugendzentren, weiters ein Arbeitszusammenhang zum Bereich der alternativen Ökonomie, schließlich das Forum der Behinderten- und Krüppelinitiativen.

LOS: Trotz der konfessionell bestimmten Anfänge ist die AG SPAK also keinesfalls dieserart gebunden. Wie ist nun das Verhältnis zu etablierten kirchlichen Einrichtungen einerseits und zur Linken im weitesten Sinne andererseits?

Schulze: Seit der Gründung gab es keine Kontakte zur Kirche als Institution mehr. Die diesbezüglichen Studentengemeinden galten als "befreundete Organisationen", wobei jedoch in letzter Zeit deren einschlägige Arbeitskreise sehr abgenommen haben, sodaß nur mehr wenig Berührungspunkte da sind. Politisch gesehen: Die dogmatischen Positionen sind sehr zurückgegangen, sodaß der größte Teil der engagierten Personen kritisch-grüne, alternative, undogmatisch-linke Positionen einnimmt.

LOS: Es gibt also - verstreut über die ganze BRD - die genannten Arbeitsbereiche. Wie sind diese vernetzt? Wie stark sind Kommunikation und Austausch?

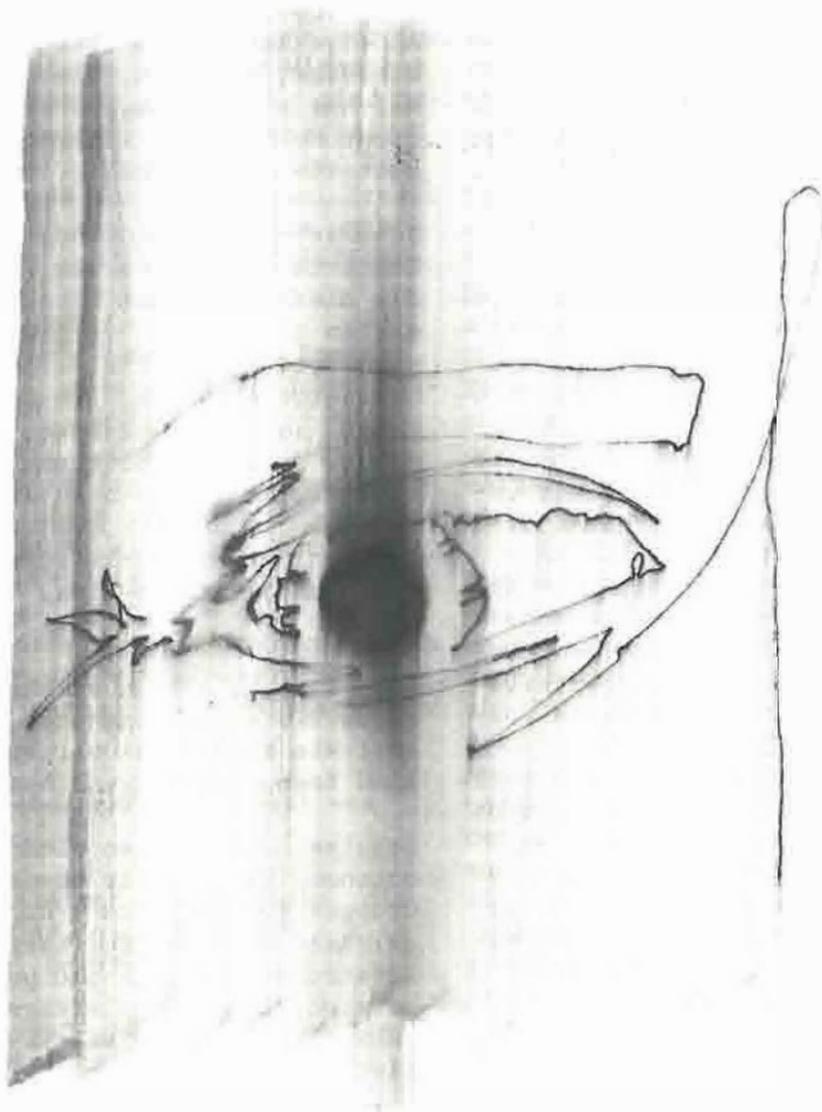
Schulze: Die Gruppen sind vor Ort völlig autonom. Die jeweils themenspezifischen Gruppen treffen sich - nicht immer hinreichend oft - zu Seminaren, Tagungen, zu Erfahrungsaustausch und politischer Diskussion. Alle Gruppierungen machen ihre inhaltliche, ihre Seminar- und Öffentlichkeitsarbeit, ihre Aktionen. Es gibt jeweils Projektsprecher - teils gewählt, teils einfach engagiertere Leute -, die etwa vier-, fünfmal im Jahr ein sogenanntes Entscheidungskollektiv bilden, sozu-

sagen der "Treibriemen", der die Arbeit im Laufen hält. Dieses stellt die Verbindung der einzelnen Bereiche her, und auch zur Geschäftsstelle, die - mit hauptamtlichen Mitarbeitern - allmählich entstanden ist, weil immer mehr Koordinationsarbeit anfiel. Denn die Projektsprecher aus den Basisgruppen arbeiten oder studieren, sodaß aus zeitlichen Verfügungsgründen die Geschäftsstelle immer wichtiger wurde. Die Treffen dienen jedoch zur Kontrolle: Die Geschäftsstelle ist ausführendes Organ der Beschlüsse des Entscheidungskollektivs.

LOS: "Geschäftsstelle" klingt ja großar-

tig - aber wovon lebt die AG SPAK eigentlich? Es ist ja doch eine Anzahl von Leuten, die hier regelmäßig koordinative Arbeit leistet.

Schulze: Seit den 70er Jahren gibt es Mittel des Bundesministeriums für Jugend und Familie, Frauen und Gesundheit, d.h. aus dem Bundesjugendplan, da ist ein Topf für Förderung des sozialen Engagements Jugendlicher; daraus werden zwei hauptamtliche Stellen - zur Zeit auf drei und ab heuer auf vier aufgeteilt - bezahlt. Dann gibt es Zuschüsse für Seminare, die an die Teilnehmer weitergegeben werden (Fahrtkosten etc.). Alles andere muß aus



Handwritten signature or initials, possibly 'Kitt', with a small mark below it.

Spenden und Erträgen erbracht werden. Heftig diskutiert wird die Möglichkeit über ABM (Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen). Dann haben wir eine Zivildienstleistungs-Stelle; sonst sind hier Personen, die ihr Praktikum machen oder gemacht haben und/oder aus besonderen aspektuellen Interessen mitarbeiten, Verfolgung von Selbsthilfe etc., etwa auch Fachhochschuldozenten. Es gibt einen eingetragenen gemeinnützigen "Verein zur Förderung sozialpolitischer Arbeit" mit der einzigen Aufgabe, die Arbeit der AG SPAK zu unterstützen, und dazu, im wirtschaftlichen Bereich, eben die AG-SPAK-Publikationen.

LOS: Ihr bemüht Euch also, Probleme zu lösen, d.h. auf politischer Ebene einzuwirken, womit implizit die Herstellung einer kritischen Öffentlichkeit verbunden ist. Wie geht das vor sich und wo liegen dabei die Schwierigkeiten?

Schulze: Seit Gründung gab es ein starkes Interesse, die theoretische Diskussion aus den Erfahrungen der einzelnen Arbeitsbereiche heraus zu beeinflussen. So entstand zunächst die Publikationsstelle, dann der Verlag - in Berlin, nun ist alles aber wieder hier in München. Denn er trug sich wirtschaftlich nicht: Sozialpolitische Themen ergeben keine großen Auflagen; 1000 Stück sind bereits ein Risiko; es werden auch keine "Modethemen" behandelt, sondern solche die noch nicht in der Diskussion sind. Oft werden die dann von größeren Verlagen aufgegriffen und ausgebeutet. Die Verwertbarkeitsfrage ist sehr problematisch: Die AG SPAK behandelt sozialpolitische Themen sehr solide und umfangreich. Die großen Verlage machen dann ein Handbuch daraus, mit Bildern und leicht verständlich - das wird natürlich mehr gekauft. So sind wir immer an der Kippe, daß die Mitarbeiter der Publikationsstelle eine Vergütung kriegen, die ein bißchen über Sozialhilfe liegt. Aber mehr ist einfach nicht drin - für Bücher gibts keine Zuschüsse ...

Mayer: Ich habe jetzt einen Druckkostenzuschuß beim Ministerium für ein Buch

über ambulante Dienste beantragt. Man muß natürlich Manuskripte einschicken, die begutachtet werden. Wenn was drinsteht, was ihnen nicht paßt, gibt es Schwierigkeiten und kein Geld.

LOS: Gibt es eine Art Generallinie der AG SPAK gegenüber der "großen" Öffentlichkeit - Medien, TV, große Kampagnen für soziale Anliegen etc.? Vielleicht können wir das gleich anhand eines konkreten Bereichs, z.B. Behinderungsprobleme, in Diskussion nehmen?

Mayer: Allgemein zur AG SPAK: Bisher gab es keine großen Pressekampagnen. Den Behindertenbereich betreffend gibt es immer wieder Presseerklärungen oder Aktionen unserer Gruppen, um ihre Funktion öffentlich zu machen. Neulich gab es z.B. eine Presseerklärung zur Sterbehilfe: In der BRD gab es in letzter Zeit einige Fälle, wo behinderte Personen mit ihrem Wunsch nach dem Tod an die Öffentlichkeit gegangen waren und Legalisierung der Sterbehilfe forderten; wir haben da natürlich - aufgrund der Vergangenheit - eine andere Position. Wir haben uns bei den Seminaren bereits intensiv damit beschäftigt und gaben jetzt aus Aktualitätsgründen diese Presseerklärung. Ich meine - da wir eine kleine Gruppe sind und das Thema in der Öffentlichkeit sehr emotional behandelt wird -, daß die Chance gering ist, daß sie in großen Zeitschriften und im Fernsehen veröffentlicht wird. Wir müssen also versuchen, unsere Position mit anderen Mitteln an die Öffentlichkeit zu tragen. Darüber sind die Leute im Forum der Krüppel- und Behinderteninitiativen unterschiedlicher Meinung. Es gibt drei Positionen: a) Man muß durch die Grünen was erreichen - also der parlamentarische Weg (ich habe da euren Manfred Srb in den Ohren), um Gesetzesentwürfe einzubringen; b) Zusammenarbeit mit etablierten Verbänden, etwa Lebenshilfe, Bundesarbeitsgemeinschaft Hilfe für Behinderte, punktuell wohlgeemerkt, denn wir wissen sehr wohl, daß diese bei Themen wie Sterilisation z.B. anderer Ansicht sind als wir; c) der Weg, den ich vertrete (auch weil ich mich hier sehr mit der Arbeit der AG SPAK identifiziere), ist die Zusammenar-

beit mit Gruppen, die sozusagen wenig Lobby haben, aber gleiche oder ähnliche Probleme und Themenstellungen. Die zitierte Sterbehilfe z.B. würde so die Zusammenarbeit mit psychisch Kranken, mit AIDS-Hilfe und AIDS-Kranken und auch mit dem Kriminalpolitischen Arbeitskreis erfordern, aber das passiert zu wenig, denn die Gruppen im Forum etwa sehen die AG SPAK vorwiegend als Dienstleistungsbetrieb, der Geld beschafft, publiziert etc., aber noch nicht als politisches Instrument, wo zusammen mit anderen Gruppen etwas nach außen getragen werden kann.

LOS: Wieso meinst Du, daß die Grünen (die ja in der BRD etwas anderes sind als in Österreich) nicht geeignet sind, als Partei, die sich - zumindest verbal - am ehesten für Randgruppenanliegen einsetzt?

Mayer: Verbal sicher. Aber im Konkreten hat sich bewiesen, daß ihr Bewußtsein hier meist auch nicht überdurchschnittlich ist. Sie sind sehr stark auf Ökologie, Frieden und Frauen orientiert. Das Soziale ist nachrangig. Man muß erkennen, daß da wirklich nicht sehr viel vorangetrieben wird. Weiters: Durch sie Gesetzesentwürfe einzubringen, hat zwar appellativen Charakter, aber sie können nie die Mehrheit finden, siehe Beispiel Pflegegesetzentwurf. Der wurde eingebracht, fiel nach Ende der Legislaturperiode 87 unter den Tisch und muß jetzt durch unsere Forderungen wieder hochgebracht werden, hat aber keine Chancen, weil es keine Koalition gibt. Die Rechten wollen Geld einsparen, das SPD-Modell geht mehr auf die Versicherungen hin - so müssen wir also Kompromisse eingehen und sollten versuchen, unsere Konzepte allen Parteien anzubieten, auch den Rechten (obwohl das wenig Hoffnung hat), um dann auch, wenn von ihnen etwas kommt, das zu bearbeiten und zu kritisieren. So kämen wir weiter als mit der Sysphusarbeit, uns auf eine Partei zu beschränken, einen Gesetzesentwurf immer wieder herauszukramen und untergehen zu lassen ...

LOS: In der Bezeichnung "Forum der Krüppel- und Behinderteninitiativen" steckt noch das alte Kampfwort der Krüppelbewe-

gung - wie radikal ist das Forum, wie versteht sich sein politischer Anspruch angesichts dessen noch?

Mayer: Er ist bestimmt noch radikal - nicht so wie früher, wo extreme Positionen gegen über Nichtbehinderten eingenommen wurden, aber es werden immer noch Aktionen gemacht, um mit einfachen Mitteln Aufmerksamkeit zu erregen: z.B. Aktionen zum öffentlichen Nahverkehr wie in Kassel, für behindertengerechte Busse und Bahnen, Aktionen wie am Gesundheitstag, die Auseinandersetzung um Hackethal, um Sterbehilfe. Allerdings: Das Forum wird zunehmend etablierter. Diejenigen, die studiert haben, kommen jetzt in etablierte Berufe, werden ein bißchen vorsichtiger ...

LOS: ... aber es gibt als Teilstrategie noch demonstrativ-aktionistische Elemente. Wie erfolgreich sind sie? Laufen dadurch Diskussionen auf politischer Ebene an?

Mayer: Sie sind schon erfolgreich. Man kann so ins Bewußtsein der Leute eindringen, sodaß sie emotional sehr aufgebracht, entsetzt sind. Daraus entwickeln sich sehr wichtige Bewußtwerdungsprozesse

LOS: Ja, damit sind wir bereits bei den Perspektiven angelangt. Vielleicht könnten wir diese wieder zweigeteilt behandeln, zunächst hinsichtlich des Arbeitszusammenhanges Behinderung, dann die AG SPAK als solche betreffend. Wie gehts weiter? Die Wende greift um sich, die Sozialabbaudiskussion ist weit vorangeschritten. Wie seht Ihr die Überlebenschancen derartiger Initiativen, samt Überbau, und wo liegen die wesentlichen Gefahren?

Mayer: Das Forum der Krüppel- und Behinderteninitiativen hat große Schwierigkeiten, sich dezentral zu organisieren. Es gibt wenige Städte, wo was läuft - Kassel, Marburg, wo eben aktive Leute sind. Meine Stelle hier - ich habe ja eine früher ehrenamtliche Aufgabe übernommen - hängt ja von AEM-Zuweisungen und Reha-Maßnahmen ab und läuft jetzt aus. Es wird

schwierig für die Leute werden, sich weiterhin in großem Kreis zu finden.

LOS: Du bist ein wichtiger, aber gefährdeter Vernetzungsknoten - das könnte die ganze Sache bereits sehr beeinträchtigen?

Mayer: Vielleicht war es mein Fehler, oder es ist eine allgemeine Entwicklung, daß man alles delegieren kann, sich spontane Bewegungen verändern ... Ich bezweifle, daß eine spontane und dezentrale Arbeit im Forum der Krüppel- und Behinderteninitiativen noch durchführbar ist. Nun zur AG SPAK selbst: Ich sehe die Dinge eher pessimistischer. Letztes Jahr gab es Haushaltskürzungen beim Bundesjugendplan; sie wurden nicht zurückgenommen, und ich nehme auch an, daß dieses Jahr eine Sperre erfolgen wird. Die Mittel aus dem Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft werden auch jährlich weniger, sodaß m.E. unbedingt andere Töpfe angegangen werden müssen, z.B. der Selbsthilfetopf beim Bundesministerium für Jugend und Familie, Frauen und Gesundheit. Letztes Jahr bekamen wir Mittel daraus und versuchen es heuer wieder. Ich glaube aber, es werden sich immer mehr die sogenannten Koordinierungsstellen für Selbsthilfe reindrängen.

Schulze: Ja, das wird die finanzielle Situation sein. Andere kommende Probleme betreffen die Veränderungen in der sozialpolitischen Landschaft. Nehmen wir z.B. den großen Projektbereich Selbstverwaltete Jugendzentren: Da sind nur noch einige wenige in der Provinz übriggeblieben, weil fast alle hauptamtliche Mitarbeiter bekommen haben und die Selbstverwaltung dadurch verschwand. "Selbstverwaltung" betrifft jetzt eher Zusammenschlüsse arbeitsloser Jugendlicher, wobei absehbar ist, daß da wiederum Sozialpädagogen einsteigen werden. Die Diskussionen sind ziemlich hart; wenn man z.B. hört, wie die Jugendlichen zu diesen sagen: 'Ihr seid doch bloß froh, daß es uns gibt, denn sonst hättet ihr keine Arbeit!', kommts einen ganz schön an ... Es gibt offenbar Wellenbewegungen: Lange Zeit war z.B. aus dem Obdachlosenbereich die Luft raus, weil die Städte ihre Programme und

Sanierungen machten; jetzt kommt die Wende - und die Obdachlosensiedlungen sind voll. Zum Verzweifeln ist manchmal, daß man bei Themen, die vor zehn Jahren aktuell waren - z.B. Aktivierung der Bewohner zur Siedlungssanierung, gemeinwesenorientierte Ansätze, Umgang mit Konflikten und Problemgruppen in Siedlungen - wieder die alten Ordner rausnehmen und die Seminare von damals abhalten könnte. Eine Entwicklung, die man genauso auch im Bereich Strafgefangene erlebt hat: Da gabs sehr viele engagierte Gruppen, die mit Gefangenen arbeiteten, bis hin zu Veränderungen im Gefängnis selbst, d.h. Organisierung, eine Art von Gewerkschaft, Krankenversicherung, Lohn für Strafgefangene. Nach vielen Jahren Arbeit im Knast sind diese Gruppen jetzt, wo nicht mehr die Reform, sondern wieder die Bestrafung im Vordergrund steht, so weit zu sagen, sie hätten keine Lust mehr, Hilfskräfte des Staates zu sein. Sie rackerten sich ab, machten Reformvorschläge; was rauskam waren grüne Tassen, denn das beruhigt, o.ä. So fingen sie an, in Form von kriminalpolitischen Arbeitskreisen Alternativen zur Strafe überhaupt zu entwickeln, da diese die Gesellschaft nicht humaner macht. Jetzt muß man sich wieder mit Fragen auseinandersetzen, welche Programme es in Deutschland gibt, z.B. soziale Arbeit für Jugendliche anstelle von Strafe, Therapie als Strafe etc., also Arbeiten, wo wieder ungeheure Gefährdungen da sind, weil damit die soziale Kontrolle ausgeweitet wird. Man hat immer das Gefühl, nicht in Ruhe arbeiten zu können, sondern daß es, wenn eine tolle neue Idee da ist, hundert Probleme gibt, die da draufkommen. - Andererseits gibt es auch Bereiche, wo man mit den alten Forderungen keinen Hund mehr hinterm Ofen hervorlockt, z.B. Abschaffung von Großkrankenhäusern (bei der Arbeit mit psychisch Kranken), denn das sagt genauso der Gesundheitssenat in Bremen und führt es auch durch. Hier stellen sich neue Fragen: Wie geht man mit der Forderung nach Abschaffung von Großinstitutionen, die den Menschen noch mehr kaputt machen, um? Wenn kleine Institutionen geschaffen werden, ist da wieder die Gefahr, daß die Träger Wohlfahrtseinrichtungen oder -ver-

bände sind, wo jedes große Heim bereits sein gediegenes Kleinheim, Übergangswohnungen etc. dabei hat. Da entsteht wiederum ein Ringen darum, wie das demokratischer werden, wie die Betroffenen sich besser durchsetzen könnten. Jeder Schritt ist gefährlich, und eh' man sich versieht, ist da schon wieder ein neuer Tanz daraus geworden.

LOS: Die Argumentation wird hier schwieriger, weil sich viele Forderungen scheinbar realisieren, jedoch aufgrund anderer Motivationen. Meistens sind es von oben her schlicht ökonomische, und man dient zum Schluß noch zu ihrer demokratischen Legitimation. De facto wird durch bloße Dezentralisierung aber noch keine Demokratisierung erreicht.

Schulze: Diese Gefahr besteht auf jeden Fall - wobei natürlich die Initiativgruppen keinen Einfluß darauf haben, wer gute Ideen aufgreift. Der Abbau von Zentralstrukturen bleibt im Sinne von Basisorganisation weiterhin richtig: Je kleiner die Einheit, desto besser für die Betroffenen. Daß natürlich die Sozialbürokratie zum Teil auch der sozialen Bewegung Schritte voraus ist, soll man nicht vergessen - sie hat einfach mehr Mittel und Möglichkeiten, zukunftssträchtig zu denken. Manchmal stellen Gruppen, die sich für eine Veränderung stark machten, auch fest, daß diese von Sozialwissenschaftlern, die für das System arbeiten, längst entwickelt wurden. Da gibt es nun ein sehr hartes Ringen - z.B. im Bereich Strafvollzug, wo auch innerhalb der AG SPAK sehr verschiedene Strömungen da sind. Die einen arbeiten daran für ihre eigenen Interessen, die anderen sagen, man müsse dabei auch an konkreten Reformen arbeiten, aus Solidaritätsgründen. Wieder andere sagen, man dürfe eigentlich nur an der Knastabschaffung arbeiten, denn alle Reformvorschläge würden vom System wieder eingeholt. Die Diskussionen sind zum Teil recht spannend, aber auch nervenaufreibend, weil gegenüber der Öffentlichkeit keine einheitliche Auffassung vertreten werden kann. Sie sind, selbst innerhalb der Geschäftsstelle, zum Teil sehr heftig, z.B. auch in Fragen der

Behindertanarbeit. Wenn keine Behinderten dabei sind, haben wir - ich sage bewußt so klar - keine Probleme beim Suchen nach Räumen. Sind aber nun Rollstuhlfahrer dabei, dann ist es schon penetrant, immer ein behindertenfreundliches Haus oder Büro suchen zu müssen. Läßt man sich auf diesen Prozeß ein, hat dies stets auch Rückwirkungen auf die Strukturen ...

LOS: ... ja, wir könnten all diese Probleme noch vertiefend besprechen; einen Eindruck über Eure Anliegen, ihre Umsetzung und die anstehenden Probleme haben wir aber wohl gewonnen. Wenn ein wichtiger oder besonders aktueller Aspekt noch nicht zur Sprache gekommen sein sollte, würden wir bitten, ihn im Abschlußstatement mitzubehandeln.

Mayer: Das Wichtigste, was wir uns vorgenommen haben, ist, daß die Gruppen stärker zusammenarbeiten - also: Themen zu finden, die mehrere Gruppen beschäftigen. Z.B.: Das Forum der Krüppel- und Behinderteninitiativen hat jetzt vorgeschlagen, daß man mit dem Kriminalpolitischen Arbeitskreis und anderen zusammen ein Seminar zum Thema Antidiskriminierungs-gesetz macht. Da sind inzwischen von allen möglichen Gruppen Entwürfe gekommen, von Frauen, von AIDS-Leuten, von Behinderteninitiativen, die fordern, daß wir auf gesetzlichem Wege jede Diskriminierung beseitigen.

LOS: Es geht um den umsetzbaren gemeinsamen Nenner?

Mayer: Ja - aber wie schon gesagt, ergibt sich immer die Schwierigkeit, Berührungspunkte und gegenseitige Hemmungen abzubauen, um etwas miteinander zu tun, denn bisher schmorten wir ja alle im eigenen Saft.

LOS: Ja, lassen wirs bei diesem offenen Ende, das sozusagen eine Forderung beinhaltet. Wir danken Euch sehr für das Gespräch.

Das Interview führten Jeff Bernard und Susan Pribitzer

AUFARBEITUNG EINES BEGRIFFES AUS
DER SOZIALARBEIT:

INTEGRATION ::::::::::: INACRETION
INGRETATION ::::::::::: INGRATECTION
INTERACTION ::::::::::: INTARGETION
INTRAGETION ::::::::::: INTREGATION
INGARTETION ::::::::::: INGERTATION
INTEGRATION ::::::::::: INTAGERTION
INTERACTION ::::::::::: INTAREGION
INGARTETION ::::::::::: INERTAGTION
INTEGRATION ::::::::::: INERTREGION
INERTAGTION ::::::::::: INARTEGION
INEGTARTION ::::::::::: INAGTERTION
INETARGTION ::::::::::: INATERGTON
INEGRATION ::::::::::: INAGTRETION
INETGARTION ::::::::::: INATGERTION
::: ::::::::::: EXTRACTION!

Der rote Punkt

Julia Haslwanter, Christine Petioky,
Kurt Schneider

Die Wiener Stadtvermessung, die kartographische Anstalt Freytag, Berndt & Artaria, Jugend am Werk, oder wer auch immer es war, leisteten sich einen Diskriminierungsakt besonderer Art: Eine Tagesheimstätte und eine Wohngemeinschaft von Jugend am Werk findet im Wiener Buchplan mit einem roten Punkt und der Bezeichnung "Heim für Behinderte" seinen Niederschlag

Weshalb? Unsere Recherchen brachten kein schlüssiges Ergebnis (siehe unten).

Wenn wir vom Normalisierungsprinzip oder vom Sicherheitsdenken (Hinweis für die Feuerwehr) ausgehen, dann müßten im Buchplan von Wien wohl alle Einrichtungen, Wohnungen, Wohngemeinschaften usw. mit roten Punkten gekennzeichnet sein. Das Ergebnis ist schon jetzt abzusehen:

Ein Meer von roten Punkten.

LOS wünscht den Wiener Kartographen viel Erfolg bei der sicherlich nicht leichten Aufgabe, all diese Gebäude herauszufinden.

Arbeitsgemeinschaft LOS
c/o Kurt Schneider

Blumengasse 21/6
1170 W i e n

An die
Magistratsabteilung 41
Stadtvermessung
Rathausstraße 14-16
1010 W i e n

Wien, 10.12.1987

Sehr geehrte Damen und Herren!

Im Rahmen unserer Recherchen für eine der nächsten Ausgaben unserer Zeitschrift

"LOS", die sich schwerpunktmäßig mit der Darstellung behinderter Menschen in den Medien auseinandersetzen wird, stießen wir auf eine bestimmte Stelle im Buchplan Wien (Freytag & Berndt 87/88): Auf Kartenblatt 23, Suchnetzbezeichnung JK 17 fanden wir ein rot und rund eingezeichnetes Gebäude mit der Bezeichnung "Heim für Behinderte".

Als wir diese Adresse auf der Hirschstettnerstraße (22. Bezirk) aufsuchten, stellten wir fest, daß es sich um eine Tagesheimstätte des Vereins "Jugend am Werk" handelt. Gleichzeitig sahen wir, daß in der benachbarten Wohnungsanlage eine Wohngemeinschaft von "Jugend am Werk" eingerichtet wird.

Unseres Wissens war es bisher unüblich, derartige Einrichtungen mit roten Punkten als "Heim" zu kennzeichnen. Die spezielle Hervorhebung eines Arbeitsplatzes für behinderte Menschen im Stadtplan ist stigmatisierend und rückschrittlich. Noch dazu ist die Bezeichnung "Heim" unrichtig.

Dazu ist zu bemerken, daß diese Tagesheimstätte bereits, abgesehen von der Eintragung im Stadtplan, von den Bewohnern des 22. Bezirkes als "Narrenturm" bezeichnet wird. Ihre Eintragung im Stadtplan verstärkt die Ausgrenzung und Sonderstellung und fördert somit kaum die Integration behinderter Menschen.

Wir hoffen, daß diese Eintragung in der nächsten Auflage der von der MA 41 redigierten Stadtpläne nicht mehr übernommen wird, und daß keine weiteren Eintragungen dieser Art vorgenommen werden. Darüber hinaus ersuchen wir Sie um eine Stellungnahme bis 25.1.1988.

Hochachtungsvoll
Schneider eh

Magistrat der Stadt Wien
Magistratsabteilung 41 - Stadtvermessung
1082 Wien, Rathausstraße 14-16

MA 41-4695/87 Bi Wien, 28.12.1987
Buchplan Wien der
Fa. Freytag & Berndt

Arbeitsgemeinschaft LOS
c/o Kurt Schneider
Redaktion Wien

Blumengasse 21/6
1170 W i e n

Sehr geehrter Herr Schneider!

Zu Ihrem Schreiben vom 15.12.1987 weist die MA 41-Stadtvermessung darauf hin, daß Sie sich auf den Buchplan 1:2000 der Fa. Freytag & Berndt beziehen. Auf diesen Buchplan hat der Wiener Magistrat keinen wie immer gearteten Einfluß, wenn man davon absieht, daß die Fa. Freytag & Berndt im Einverständnis mit dem Wr. Magistrat u.a. die Stadtkarte Wien 1:2000 als Aktualisierungs-Grundlage benutzt.

Die Wr. Stadtkarte stellt die topographische Situation wie Straßen, Zäune, Gebäude usw. in schwarzer, die Bebauungsvorschriften wie Baulinien, Bauklassen usw. in roter Farbe dar.

Erläuterungen zur Art eines Gebäudes (z.B. Wohnhaus der Gemeinde Wien, Straßenbahnremise, Gärtnerei) werden an Ort und Stelle erhoben und sind u.a. für die Feuerwehr sehr wichtig.

Auf Grund Ihres Hinweises haben wir an der Adresse 22., Hirschstettnerstr.28 die Tafel "Tagesheim-Jugend am Werk" vorgefunden, welche Erläuterung wir in den Neuauflagen der Stadtkarte 1:2000 ab 1988 vermerken werden.

Hochachtungsvoll
Tel.: 42800/3275 Dr. Hirn/SR eh

Arbeitsgemeinschaft LOS
c/o Kurt Schneider

Blumengasse 21/6
1170 W i e n

An
Freytag, Berndt & Artaria
Kartographische Anstalt

Schottenfeldgasse 62
1071 W i e n

Wien, 22.2.1988

Sehr geehrte Damen und Herren!

Beiliegend übermitteln wir Ihnen unseren Briefwechsel mit Magistratsabteilung 41 bezüglich Ihrer Eintragung im Buchplan Wien, Kartenblatt 23, Suchnetzbezeichnung JK 17.

Es geht hier um eine unrichtige und tendenziell behindertenfeindliche Eintragung im Stadtplan. Siehe Briefwechsel mit MA 41. Wir fordern die Streichung dieser Eintragung, um eine Ausgrenzung behinderter Menschen zu vermeiden. Immerhin werden die einzelnen Arbeitsplätze nichtbehinderter Menschen auch nicht im Stadtplan vermerkt.

Da uns die MA 41 mitgeteilt hat, keinen Einfluß auf die Erstellung des Planes zu haben, ersuchen wir Sie um eine Stellungnahme bis spätestens 20.3.1988.

Hochachtungsvoll
für die ARGE LOS
Kurt Schneider eh.

Beilage
LOS zum Kennenlernen
Abschrift unseres Briefes
an die MA 41
Antwortschreiben der MA 41

DIESES SCHREIBEN BLIEB UNBEANTWORTET

Nicht auszurotten

Kurt Schneider

Jedermann, jedefrau weiß mittlerweile, daß die Menschheit Sitzgelegenheiten, ob diese mit vier Rädern (wie etwa Rollstühle, Kraftfahrzeuge, etc.) ausgestattet sind, oder nicht - zum Sitzen verwendet, und nicht zum fesseln oder anbinden.

Zugegebenermaßen werden diese, mehr oder minder ergonomisch gut gebauten Produkte auch mißbraucht. Etwa in Gefängnissen von Staaten, wo auf Sesseln sitzende Menschen gefoltert oder mittels Strom in den Tod befördert werden, und in Kino- oder TV-Filmen passiert so etwas auch.

So manche journalistische Feder - nur diese? - scheint unsere Rollis noch immer mit Folterinstrumenten zu verwechseln.

Hier zwei Beispiele:

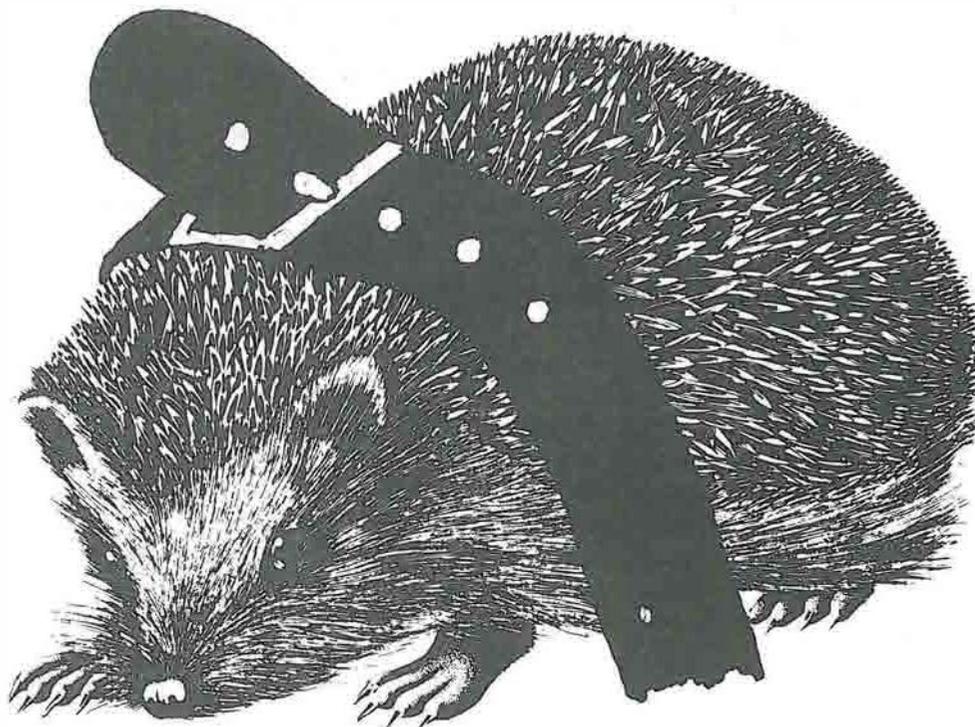
- Anlässlich der Präsentation einer Li-

ste von behindertenfreundlichen Hotels in Wien, im Mai dieses Jahres, war in der Presseinformation des Wiener Fremdenverkehrsverbandes zu lesen: "Behinderte Menschen sind eine Minderheit ..., davon sind wiederum ca. 5 bis 8 Prozent an einen Rollstuhl gebunden ..."

Schlimm, ja unverzeihlich wird's dann, wenn Institutionen, die sich Integration und Rehabilitation auf ihre Fahnen heften, das gleiche tun.

Zur Imagepflege trägt's keineswegs bei, wenn in einer Informationsmappe zu einer Ausstellung, in der Produkte zu sehen waren, die von behinderten Menschen hergestellt werden, folgender Steckbrief zu finden ist:

"Name: A.T.; Anschrift: Steinbrunn;
Produkte: Gestecke, Gewürzbäume,
Wandschmuck; Zielsetzung: Nach einem



Autounfall an den Rollstuhl gefesselt, produziert nebenberuflich!"

So gesichtet in der Pressinformation zur Ausstellung "Der andere Weg" vom 27.4. bis 14.5.1988, ... die Werkstätte, 1010 Wien, Babenbergerstraße 5. Eine Veranstaltung des Landesinvalidenamtes für Wien, Niederösterreich und das Burgenland, Geschützte Werkstätte Schlaining Ges.m.b.H.

Mein persönlicher Kurzkomentar: Wir Behinderte, insbesondere diejenigen unter uns, die in einem Sessel, der vier Räder

dran hat, sitzen, rollen offenbar in den Gedanken und Sinnen einiger Mitmenschen angebunden, bzw. gefesselt unserer Wege.

Ein Aufruf an die LOS-Leserinnen und LOS-Leser, nach einer Idee von Ernst Klee (Behindertenreport), die schon 10 Jahre alt ist: Wer kann der LOS-Redaktion eine Rollifahrerin, einen Rollifahrer nennen, die/der wie eben beschrieben gefesselt (mit Stricken oder ähnlichem) durch die Gegend rollt?

Als Finderlohn gibt's ein Jahresabo von LOS - gratis versteht sich. ●

Symposium

Symposium "Behinderte Menschen: Integration, Medien, Öffentlichkeit" am 28. und 29. Mai 1988

Jeff Bernard

Dieses Symposium wurde von der Gesellschaft für Filmtheorie gemeinsam mit der Österreichischen Gesellschaft für Semiotik veranstaltet und fand an der Lehrkanzel für Kulturgeschichte der Hochschule für angewandte Kunst in Wien statt, an welcher in diesem Semester ein Proseminar, Leitung Gloria Withalm, zum Thema "Behinderung in den Medien" abgehalten wurde (Ltg. Gloria Withalm). Prominentester Gast des Symposiums war der Spiritus rector der Arbeitsgemeinschaft Behinderte in den Medien mit Sitz in München, Peter Radtke - in Österreich auch als Schauspieler, Literat und Literaturwissenschaftler bekannt. Er erläuterte die Prinzipien, Arbeitsweise und Probleme der Arbeitsgemeinschaft, die seit 1984 wöchentlich ein spezielles Fernsehprogramm

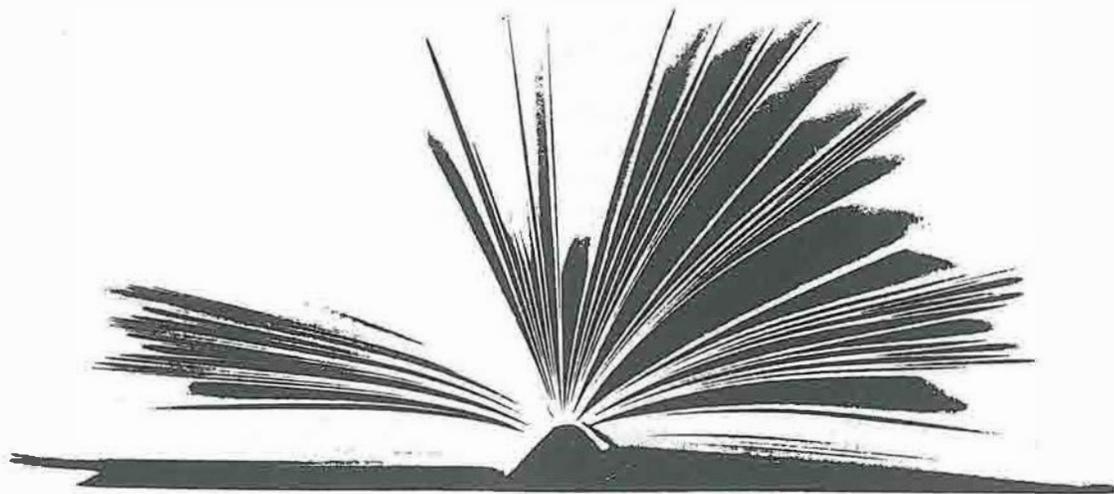
für behinderte Menschen und deren Angehörige im Münchener Kabelfernsehen erstellt und auch einen Videokassettenverleih mit einschlägigen Materialien betreibt. Zu den Problemen dieser vorbildlichen Initiative, stellte sich heraus, gehört leider auch, als unmittelbarstes und brennendstes, die ungesicherte ökonomische Zukunft des Programms "in Zeiten wie diesen" - und das, obwohl die Gesteungskosten sehr weit unter denen des "normalen" Fernsehens liegen. Anhand ausgesuchten Filmmaterials gelang es Peter Radtke in seinem erschöpfend informierenden Vortrag, die didaktischen, problem- sowie betroffenenzentrierten Vorzüge dieses Programms anschaulich zu machen, wobei der Hinweis besonders wichtig erschien, daß diese Sendungen auch auf die Regelprogramme des Fernsehens in unserem Nachbarland positive Rückwirkungen gezeitigt haben. - Im Einleitungsvortrag dieses Symposiums betonte Jeff Bernard zunächst soziostrukturelle Zusammenhänge und deren integrationshemmende Aspekte (behinderte Menschen als marginalisierte Gruppen unserer Gesellschaft), arbeitet dann jene die Marginalisierung bewirken-

den Zuschreibungen und Rollenpräformierungen (als "semiotische Konstrukte") heraus, die in medialen Zusammenhängen leider oft konstituiert und perpetuiert zu werden pflegen, und plädierte schließlich für Schaffung qualifizierter Teil- (und "Gegen-")Öffentlichkeiten, um den Auswirkungen dieser Klischee- und Stereotypenbildungen besser entgegenzutreten zu können. Hans Hovorka behandelte die Darstellung von Behinderung und behinderten Menschen auf Grundlage zahlreicher Bildbeispiele, die er im Gefolge von W.F. Haugs Kritik der Warenästhetik interpretierte. Als besonders eindrücklich erwies sich der von ihm aufgezeigte Zusammenhang von Materialien aus dem Dritten Reich und gegenwärtigen Darstellungsmustern - ein im Rahmen der Aufarbeitung des Themas "1938 - 1988" sicherlich bisher stark vernachlässigter Bereich. Zwei Referate wurden von Gloria Withalm beigesteuert: Einerseits ging es ihr um die Modalitäten der Behindertenberichterstattung im Fernsehen (Analyse und Interpretation eines Berichts über das Symposium "Behinderte Menschen und die Medien" der ÖAR, 1985), andererseits um die Darstellungsweisen behinderter Menschen im "Leitmedium" Film generell, wobei deutlich wurde, daß ja komplette Genres (Kriminal-, Horrorfilme) von der Überzeichnung tragender Charaktere via Attribuierung von "Behinderung" leben (insbesondere von psychischer und geistiger Behinderung, aber auch anderer Behinderungsarten). Die Diskussion der genannten "Schlüsselsendung" hingegen gab Anlaß, die Oberflächlichkeit und Willkürlichkeit durchschnittlicher "Behindertensendungen" kritisch unter die Lupe zu nehmen: Die zuvor erwähnte Vorbildwirkung des Münchener Programms, so wäre zu schließen, sollte sich dringlicher Weise auch auf Österreichs audiovisuelle Medien ausdehnen ... Daß es um die Printmedien im Schnitt kaum besser bestellt ist, machte der abschließende Vortrag Susanne Pribitzers klar. Sie arbeitete dabei die gängigsten "Strickmuster" sehr präzise, beleg- und detailreich heraus: So etwa die Heroisierungstendenzen (hinsichtlich jener behinderten Menschen, die es "gesellschaft" haben), die weitverbreitete "Almosenmentalität" (die behinderte Menschen

in der Rolle von Bettlern und Bittstellern festschreibt) oder die darstellerische Flucht in die breit ausmalbaren Segnungen avanciertester Reha-Technologie (anstelle der oder auf Kosten der sachlichen, ausführlicheren Wiedergabe gesellschaftlicher und/oder alltagspraktischer Probleme behinderter Menschen), etc.

Die gut besuchte Veranstaltung provozierte ausufernde und teils heftige Diskussionen, hervorgerufen unter anderem auch durch die pointierte Wortmeldung Peter Singers, der am Abend des ersten Tages die Plenarsitzung mit einem Impulsreferat zum Thema "Integration und die Bedürfnisse behinderter Menschen" sehr differenzierend eröffnete. Zwar erwies es sich gelegentlich als mühevoll, die auf unterschiedlichen Informationsniveaus bzw. Erwartungshaltungen beruhenden Diskursarten der zahlreichen Gesprächsteilnehmer (aus recht unterschiedlichen Zielgruppen) hinsichtlich der verschiedenen in Anspruch genommenen objekt- und metasprachlichen Ebenen in gegenseitig verständnisförderlichem Sinne ausreichend zu "synchronisieren"; doch zeigte die den programmierten Tagungsablauf zeitlich sprengende Diskussion auch des zweiten Veranstaltungstages, daß das Symposium ein relevantes und virulentes Thema aufgegriffen hatte (bzw. wiederaufgegriffen hatte, denkt man/frau an den zitierten Kongreß der ÖAR aus 1985), das solange kontrovers bleiben wird wie die festgestellten mangelhaften bis negativen Praktiken der Darstellung von Behinderung und behinderten Menschen in den Medien fort dauern. Ohne deren "impact" auf die Gesellschaft über- oder unterschätzen zu wollen, muß doch festgehalten werden, daß sie der wissenschaftlich verbreitetsten Auffassung gemäß zumindest Verstörerwirkung hinsichtlich der (Vor-)Urteilsbildung besitzen und somit wichtige Sozialisationsinstanz sind. Solange also z.B. der von Radtke vertretene Programmtypus als eher vereinzelt (und zudem gefährdetes) positives Beispiel gelten muß, solange werden alle kritisch Reflektierenden den Finger auf diese Wunde legen müssen - die freilich nur Ausdruck noch tieferliegender gesellschaftlicher Wunden ist. ●

Buchbesprechungen



Konzeptionen der psychischen Krankheit im Film. Ein Beitrag zur "strukturalen Lerngeschichte"

(= Studien zur Populärkultur. 2).

Wulff, Hans Jürgen (1985).
Münster: MAkS Publikationen
ISBN 3-88811-402-0

S 219,--
DM 29,80

In dieser Arbeit geht es um "die Bedeutungen und die Funktionen der Krankheit und der Psychiatrie sowie um die Konventionen der Darstellung der Krankheit, um die prototypischen Erzählmuster, in denen psychische Krankheit vorgetragen wird ..." (S.8). Schon der Titel des Einleitungskapitels spricht Grundfragen an, denen Wulff in seiner Studie nachgeht: "Von 'Vorurteilen', populären und wissenschaftlichen Konzeptionen der psychischen Krankheit." Wulff geht von der These aus, daß beide Konzeptionen nebeneinander stehen; sie sind völlig unterschiedlich und nicht ineinander übersetzbar. Beides sind aber kulturelle Einheiten, konzeptuelle

Modelle, die erlernt werden und als konzeptuelle Modelle einer Situation unterlegt werden. Erlernt und angewendet werden konzeptuelle Modelle nicht nur im Zusammenhang mit real erlebten Situationen, sondern auch im Umgang mit Texten. Gruppen von Geschichten werden zu Wissensseinheiten kondensiert, die durch Begriffe aus dem jeweiligen Kontext abrufbar sind. Der Begriff umfaßt dann als Label sowohl Eigenschaftsattribuierungen als auch zugehörige narrative Strukturen. "Man darf annehmen", schreibt Wulff, "daß ein Individuum motivgeschichtlich 'verschiedenzeitige' konzeptuelle Modelle ... gelernt hat" (13), und damit stellt er sich gegen jene Vorurteilsforschung, die von einer Homogenität des Wissens ausgeht.

Wulff will in seiner Arbeit den Wandel konzeptueller Modelle im Umgang mit psychischer Krankheit nachzeichnen. Dabei geht er von der Hypothese aus, daß sich konzeptuelle Modelle auch in Texten aufspüren lassen. Aufgrund der Wechselwirkung von Vorwissen des Rezipienten und Lernen in der Rezeption sind Rückschlüsse auf die jeweils verbreiteten Wissenshorizonte möglich. Wulff unterscheidet zwi-

schen einer "strukturalen Lerngeschichte, wie sie sich im Wandel der Motive und Konzepte ausdrückt, und der individuellen Lerngeschichte bzw. dem individuellen Wissen" (S.23). Erstere ist als Teil der Sozialgeschichte zu verstehen: "Zum einen sind konzeptuelle Modelle wesentlich Produkte gesellschaftlicher und kultureller Praxis, in der sie als 'Deutungsmuster' auf Handeln, Meinen, auf Erfahrung, Leid, Utopien und anderes mehr angewendet werden (können). Zum anderen stellt sich in ihnen die Wirklichkeit selbst dar, denn diese Modelle sagen zugleich was 'wirklich ist.'" (S.23).

Ich hoffe, mit dieser Zusammenfassung der theoretischen Grundlagen die Position von Wulff umrissen zu haben, denn die Darstellung der konkreten filmanalytischen Arbeit ist aus Platzgründen kaum durchführbar. Der Autor deckt in insgesamt vier Kapiteln die gesamte Filmgeschichte ab (sein frühestes Beispiel ist von 1910: "Zelle Nr.13 - Packende Szenen aus dem Leben eines Irrenarztes", das jüngste stammt aus dem Jahr 1984). Vielleicht bieten aber die jeweiligen Überschriften wenigstens ein Informationsgerüst: I. DIE KRANKEN (Dr. Jekyll und seine Mr. Hydes oder Poppelgänger, Vorbilder und andere Schizophrenen. Experimentelle Psychosen. Der Psychopath oder Von Massenmördern, Auftragskillern, Amokläufern und anderen. Das Gesicht des Psychopathen. Die Mumie der Mutter oder von Dingen und Fetischen). II. DIE INSTITUTIONEN (Die Anstalt. Die politische Klinik oder Der Griff zum Individuum, psychische Transplantationen und der Zentralstaat. Die gekachelte Kälte. Die Zensurierung des Psychriefilms. Der Filmpsychiater. Wandlungen der Sexualität oder Von der Verschiebung der pornographischen Grenzen). III. DIE MITTELBAREN KRANKEN ("Mad Scientists" oder Von der Ambivalenz des Wissenschaftlers. Vorgesetzte, Könige und Politiker. Der Krieg oder Die Atombombe in der Hand des Menschen ist ein Wahnsinn. Wolfskinder und Autisten. Wahlverwandtschaften oder Amour Fou, Folie-à-Deux und andere Formen der zerstörerischen Liebe). IV. DIE REALITÄT? (Die Geistigbehinderten oder Von der Stärke des Doku-

mentarismus. Die unspektakuläre Traurigkeit des Normalfalls).

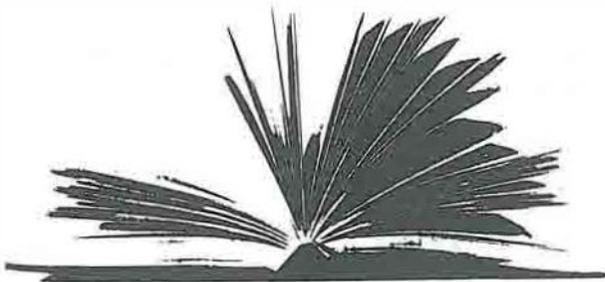
Diese knappe Aufzählung zeigt, daß die Thematik des untersuchten Filmmaterials weit über einen eng verstandenen Problembereich psychische Krankheit/Psychiatrie hinausreicht. Wie schon die untersuchungsleitenden theoretischen Grundlagen gezeigt haben, verliert Wulff nie die gesellschaftliche Dimension aus den Augen - die in der Alltagssprache mit dem Label "Wahnsinn" versehenen Verhaltensmuster werden vorgestellt, mit Filmbeispielen belegt, mit verbalem und nonverbalem Verhalten der Protagonisten und ihrer Umwelt korreliert. Seiner Hypothese der verschiedenen, nebeneinander stehenden konzeptuellen Modelle folgend, bezieht sich Wulff nicht nur auf den Filmtext selbst, sondern auch auf Interpretationsansätze in vermittelnden Texten über die Filme (Kritiken, Analysen, Beschreibungen). Ähnlich breit gestreut ist auch die Auswahl der hier besprochenen Filme. Wulff beschränkt sich nicht auf den narrativen Film im engeren Sinne, den Spielfilm, sondern bezieht auch dokumentarische Streifen in seine Überlegungen mit ein, u.a. so bekannte Filme wie "Asylum" (USA 1972, Peter Robinson) über "Kingsley Hall" oder "Nessuno o tutti" (I 1975, Marco Bellocchio et al.), aber auch unbekanntere wie "Best Boy" (USA 1980, Ira Wohl), einem Film über den Cousin des Filmemachers.

In zwei Resümees läßt Wulff aufeinanderfolgende Modelle psychischer Krankheit Revue passieren. Erneut, an und mit Beispielen argumentierend, zeigt er u.a., daß die Krankheit "nicht einfach abgebildet (wird), sondern ... Bestandteil eines metaphorischen Prozesses" ist (S.185). Drei Hauptvarianten der poetischen Metaphorik des Wahnsinns stehen nebeneinander: Wahnsinn als (1) "Modell für die 'moderne Existenz'", (2) "Modell für die Totalität des Anspruchs der Gesellschaft auf den einzelnen" und (3) "Modell für den sinnlosen und absurden Zustand der Welt selbst" (S.188).

Schon allein die Fülle des aufbereiteten

Materials macht diese Publikation zu einer Pflichtlektüre für alle, die sich mit diesem Themenkomplex (oder mit dem Problemfeld der Darstellung behinderter Menschen in den Massenmedien im allgemeinen) beschäftigen - ist sie doch eines der noch immer seltenen Beispiele einer detaillierten Aufarbeitung eines Aspekts dieses weiten Feldes. Angesichts der Position des Autors, seiner profunden Kenntnis der Probleme einerseits und der Filmgeschichte bzw. filmsemiotischen Analyse andererseits und nicht zuletzt angesichts seiner (Be-)Schreibweise, die dem Rezipienten auch einen Zugang zu unbekanntem Filmbeispielen ermöglicht (und überdies auch für Nicht-Filmwissenschaftler/innen lesbar ist), ist diese Pflicht aber eine angenehme.

Gloria Withalm



Störfaktor Behinderung - ISSN 1011-0097

1. Jahrgang, Heft 3, 1987
Zeitschrift kritischer Psychologinnen
und Psychologen. Nr.3/4 - Themenheft:

Diese neue kritisch-engagierte wissenschaftliche Zeitschrift wird von der Gesellschaft kritischer Psychologen und Psychologinnen herausgegeben. Der Redaktion gehören A. Birbaumer, S. Linder, H. Lobnig, Ch. Nowak, Z. Perchinig, G. Powell, E. Srebotnik und Th. Teo an; die Schwerpunktredaktion vorliegenden Heftes lag bei A. Birbaumer, M. Mokre und G. Powell. Ihre "Motive für eine Beschäftigung mit 'Behinderung' liegen in dem Bedürfnis, ein relevantes Praxisfeld psycholo-

gischer Berufstätigkeit zu thematisieren. "Das Heft löse die Dichotomie von 'grundlegend' und 'anwendungsbezogen' zugunsten einer ausgewogenen Mischung von theoretisch-wissenschaftlichen Beiträgen und Erfahrungs- und Betroffenenberichten auf. - Eine gewisse Enttäuschung war in der Redaktion zeitweise darüber spürbar, daß die Diskussion in Fachkreisen sich in den achtziger Jahren nicht wesentlich weiterentwickelt zu haben scheint. Den Grund dafür sehen wir darin, daß die Versorgungspraxis im Behindertenbereich den wissenschaftlichen Ansprüchen noch immer erheblich nachhinkt" (Vorwort). Die Redaktion versuchte, diesem festgestellten Manko insofern entgegenzutreten, als sie die Heftlinie keineswegs auf die Perpetuierung psychologischer Insiderdiskussionen festlegte, sondern ein breites Spektrum fachübergreifender Beiträge zusammenstellte, in denen zudem einander ergänzend nicht nur Betroffenen- und "Experten"-Meinungen gegenüberstanden, sondern auch literarische Zeugnisse (Axel Corti) ebenso wie die Äußerungen des behinderten Neopolitprofis Manfred Srb - der in seinem Interview "Behindertenarbeit (als) permanente Bewußtseinsarbeit" definiert. In diesem Gespräch wird deutlich, daß, trotz aller Minderheitenfreundlichkeit, auch die grünen Parteigänger in der Praxis ihre liebe Not mit dem "Behindertenproblem" haben - woraus sich ersehen läßt, daß der gute Wille allein noch keine Problemlösungskapazität garantiert, sondern allenfalls den ersten Schritt darstellt dafür, ein Problem als solches überhaupt zur Kenntnis zu nehmen. Dies ist ein durchaus verallgemeinerbarer Schluß. Die versammelten Autoren/Autorinnen bemühen sich redlich, die Problemeinsicht aus unterschiedlichsten Blickwinkeln etwas zu vertiefen.

So setzt sich Reiner Kornmann "Für eine Psychologie, die der Separierung Behinderter entgegenwirkt" ein; der gängige Integrationsbegriff wird hierbei relativiert, ebenso wie das Expertenwesen - dies sogar in "eigener Sache" (der Psychologie), da Kornmann die Frage der "Separation Behinderter durch Psychologie" ohne Scheu aufwirft, um sodann die Kontu-

ren einer bedürfnisorientierteren zu entwerfen, welche u.a. "ihre scheinbare Wertfreiheit und Neutralität aufgeben (müßte), die in Wirklichkeit den Interessen der jeweils Mächtigen dient." Einen derartigen Ansatz sieht er vor allem in Wolfgang Jantzens Arbeit gewährleistet. Peter Gstettner behandelt "Wissenschaftliche Diagnosen als diskriminierende Werturteile", um "Eine grundsätzliche Kritik der herkömmlichen 'Behindertenforschung'" daraus abzuleiten. Seine nicht nur methodologisch treffenden Ausführungen werden vor allem durch Bezugnahmen auf die praktische und erfolgreiche Reformtätigkeit F. Basaglias sowie die schulischen Integrationsbestrebungen in Italien unterstützt. Jutta Schöler liefert hiezu einen anschaulichen Erlebnisbericht aus Florenz: "Grenzen der Integration. Massimo lernt in der 2. Klasse alleine zu essen". Gleich der erste Satz ist in programmatischem Sinne zitierenswert für die sich in der Praxis bestätigende Grundhaltung: "Wenn es Grenzen gibt, dann sind dies unsere Grenzen. Es sind die Grenzen der Erwachsenen. Die Grenzen der gesellschaftlichen Bedingungen. - aber die Grenzen liegen nicht in dem einzelnen Kind. Es sind unsere Grenzen, wenn wir es nicht schaffen, uns das gemeinsame Leben und Lernen mit einem schwer behinderten Kind vorzustellen, wenn wir die notwendigen organisatorischen Bedingungen nicht herstellen können ..." - Worte über Erfahrungen, die geeignet wären, die gerade in Österreich besonders tief sitzende Skepsis hinsichtlich der schulischen Integration aufzubrechen. -

Der Aufsatz von Mounira Daoud-Harms, "Blindheit. Zur psychischen Entwicklung körpergeschädigter Menschen", nimmt ebenfalls stark Bezug auf die o.a. Ansätze Jantzens und der dahinterstehenden aneignungstheoretischen Psychologie. Naheliegenderweise resultiert hieraus eine scharfe Wendung gegen subjektiv-idealistische Konzeptionen der Behindertenforschung und Behindertenarbeit. Wiederum gilt: "Solange gesellschaftliche Kräfte existieren, die Subjekte in der Entfaltung ihrer Persönlichkeit behindern

(Herrschaft), bleibt die Aufhebung dieser Behinderung eine notwendige und ständige gesellschaftliche, individuell nicht endgültig lösbare Auseinandersetzung."

- Besonders "betroffen" sollten die von R. Trinks u.a. geführten Interviews machen: "Betroffene Frauen berichten. Behinderung in der Schule und an der Universität". Sie machen deutlich, daß Frau-Sein und Behinderung in unserer Gesellschaft eine verdoppelte Behinderung ergeben - ein Aspekt, der die Nachdenklichkeit dahingehend anregen müßte, inwiefern "Mehrfachbehinderung" bis jetzt nicht wesentlich als zu funktional, zu monodimensional abgehandelt wurde. -

Jeff Bernard und Hans Hovorka berichten in der Folge über die bisherigen Begleituntersuchungen des Instituts für Soziales Design zum Thema der Wohn- und Lebenszusammenhänge geistig behinderter Menschen in Österreich, wobei das "Wiener Modell" und seine (partiale) Umsetzung im Mittelpunkt steht; auch im "1000-Wohnplatz-Programm" der Stadt Wien sollen nunmehr in vermehrtem Ausmaß gemeinwesenintegrierte Wohnungen für diese am stärksten benachteiligte Gruppe behinderter Menschen geschaffen werden, wobei auch Befürchtungen laut werden, die Intentionen könnten in nur sehr reduzierter Form in die Wirklichkeit überführt werden.

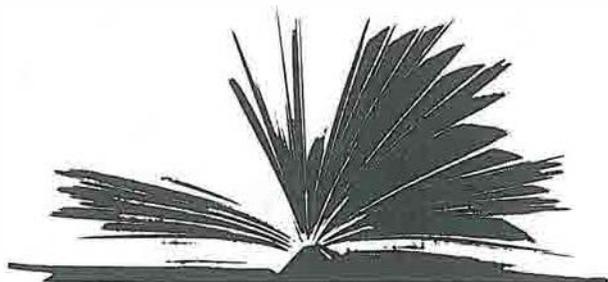
Volker Schönwiese betont in seinem Artikel das "Recht auf Nichtaussonderung", einerseits mittels Kritik an (uneingelösten) offiziellen Deklarationen, andererseits anhand der Diskussion des "Bildes" behinderter Menschen in den Medien, wobei einige haarsträubende Beispiele das Ausmaß alltäglicher Diskriminierung verdeutlichen. Auch hier ist die hintergründige gesellschaftspolitische Ebene nicht zu umgehen; Schönwiese schließt: "Wenn man Behindertenpolitik unter all diesen Aspekten sieht, so wird klar, daß es bei dem Ruf nach Nichtaussonderung nicht um irgendeinen Sonderwunsch geht, den man vielleicht aus humanen oder caritativen Gefühlen gelten läßt, sondern der alte Spruch aus der Behindertenbewegung stimmt, der ungefähr so lautet: An dem,

wie Behinderte behandelt werden, kann man sehen, wie die Gesellschaft mit allen ihren Mitgliedern umgeht." -

Fritz Lackingers Beitrag "Aggression und Schuldgefühl als Kategorien einer politischen Psychologie" ist eine kleine aber dichte linksfreudianische Studie zur Massenpsychologie; ihr Thema ist nicht Behinderung, dennoch ließe sich einiges hinsichtlich der Mechanismen von Vorurteilsbildungen analog führen. -

Das Heft wird abgeschlossen durch informative Berichte, Kommentare und Rezensionen (unter letzteren mehrere Werke zum Thema Frauen und Behinderung), wobei der Pointe halber zu erwähnen ist, daß sich dabei auch Stellungnahmen zu zwei Heften vorliegender Zeitschrift ("Spuren der Vernichtung - Euthanasie und Faschismus in Österreich" sowie "Behinderte Sexualität") vorfinden. LOS erweist sich für den Rezensenten Th. Teo als "auf alle Fälle beeindruckend und betroffen machend." LOS dankt an dieser Stelle für die freundliche Anerkennung, nicht ohne dieselbe ans engagierte Redaktions- und Autoren/Autorinnenteam des STÖRFAKTORS, insbesondere hinsichtlich des Themenheftes BEHINDERUNG zurückzugeben. Der Eindruck, daß von dieser Gruppierung noch weitere kritisch-fundierte Äußerungen zu gesellschaftlichen und psycho-sozialen Problemfeldern zu erwarten seien, ist am Beispiel dieses Heftes durchaus manifest geworden, und wir stehen nicht an, dem Team für die Durchbrechung mancher akademischer Codes herzlich zu gratulieren.

Jeff Bernard



Öffentlichkeitsarbeit im sozialen Bereich

Ein Praxisberater für Sozialarbeiter und Bürgerinitiativen

Peter Marchal/Ulrich K. Spura
Beltz Verlag
Weinheim und Basel 1981
ISBN 3-407-501013 194 Seiten

Auf rund 190 Seiten bieten die Autoren ein notwendigerweise kurz gefaßtes, aber doch sehr brauchbares Handbuch an - der im Titel versprochene Praxisbezug wird tatsächlich geboten! Nach seinem Selbstverständnis ist es nicht "für Sozialprofis und solche, die es bald sind, sondern für alle, die sich bemühen, Menschen als Individuen und Gruppen auf dem Weg zur Mündigkeit, zur Kritikfähigkeit und zum solidarischen Handeln zu unterstützen. (S.11).

Öffentlichkeitsarbeit wird dabei mehrdimensional gesehen:

- Öffentlichkeitsarbeit als Instrumentarium zur Artikulation und Durchsetzung spezifischer Interessen und Ziele - erlernbares "Handwerk";
- Öffentlichkeitsarbeit als Artikulation der eigenen Interessen und Bedürfnisse - die Reflexion und Analyse der eigenen Situation (als Einzelner oder als Gruppe) ist dabei unumgänglich notwendig;
- Öffentlichkeitsarbeit in Abhängigkeit von Kommunikationsstrukturen, Rezeptionsgewohnheiten der Zielgruppen, dem Zugang zu (Massen)Medien, ihrer speziellen Wirkung und den eigenen finanziellen Mitteln;
- Öffentlichkeitsarbeit selbst ist nicht herrschaftsfreier Raum.

"Das vorfindbare Medienpotential, die

vorherrschenden Kommunikationsstrukturen und staatlichen Legitimationsmechanismen schränken ebenso wie die daraus gewachsene Praxis etablierter Öffentlichkeitsarbeit die Bandbreite möglicher Ziele grundsätzlich ein." (S.12).

Wie wahr, oder: so weit, so unerfreulich. Trotzdem oder gerade deswegen sind die Autoren bestrebt, allen jenen, die sich auf das glatte Parkett der Öffentlichkeitsarbeit begeben wollen, das nötige Handwerkszeug zu liefern, und zwar wirklich gerade bis in die oft übersehenen Details, die man im Schwung des guten Willens schon einmal unter den Tisch fallen läßt, etwa bei der exakten Organisation einer Pressekonferenz.

Ebenso nachdrücklich legen sie allen Leser/innen ernsthaft ans Herz, sich die Mediensituation genau anzusehen (die angeführten Beispiele sind für uns nur beschränkt anwendbar, da an der BRD orientiert), bevor eine Aktion in Gang gesetzt wird.

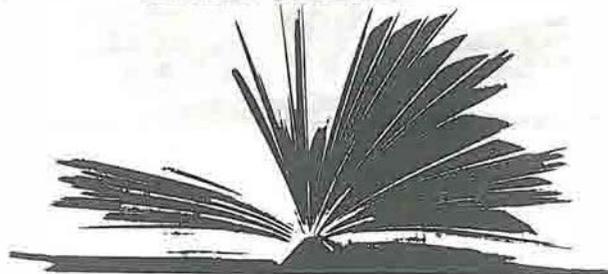
Auch die Öffentlichkeitsarbeit selbst sollte man von vornherein in den richtigen Dimensionen sehen: sich nicht zuviel zu erwarten - es "verbietet sich naives Vertrauen in eine Öffentlichkeitsarbeit, die mit Hilfe der Massenmedien die Bevölkerung aufklären soll" (S.31). Differenzierte Betrachtungsweise und Erkennen der eigenen Grenzen - und auch der der Medien - wird wärmstens empfohlen - nicht im Sinn einer Entmutigung, sondern damit Strategien dann auf dieser Basis besser entworfen und mit möglichst wenig Reibungsverlust in die Tat umgesetzt werden.

Die wichtigsten Kapitel im einzelnen: Nach Einleitung und Aufzeigen einiger Beispiele für Öffentlichkeitsarbeit im sozialen Bereich kommt der erste große Informationsblock: "Auf dem Weg zu einer besseren Praxis: einige grundlegende Aspekte." Diese umfassen vor allem einiges an Hintergrundwissen über Massenmedien, Medienverhalten, Medien"landschaft", Öffentlichkeit, rechtliche Vorgaben, richtiges Einschätzen der Zielgruppe, Voraussetzungen für erfolgreiche Öffent-

lichkeitsarbeit. Der ganz wichtigen Vorarbeit ist ein eigenes großes Kapitel gewidmet: "Von der Theorie zur Praxis: die Konzeption." Bestandsaufnahme der Situation umfaßt z.B.: die bisherige Öffentlichkeitsarbeit und ihre Wirkung, Informiertheit der Zielgruppe, eigenes Image bei der Zielgruppe, Erfassen der Mediensituation vor Ort, Zielgruppenbestimmung und Mediaplanung, Zeitplanung.

Der "Werkzeugkasten für die Praxis" bringt traditionelle Instrumente (wie Pressekonferenz oder Pressemitteilung, wobei vor allem Tips für das "wie" der Organisation gegeben werden) ebenso wie Information zu Flugblättern, Infoständen und Aktionen, Videogestaltung (nicht auf dem letzten Stand!). Das Fernsehen hat für die Autoren eher weniger Glanz, es gibt daher wenige Tips zur Frage, die für viele ungeheuer wichtig ist, nämlich "wie komme ich ins TV". Dafür hängt ihr Herz ein wenig an Einrichtungen wie Stadtteilzeitungen, die leider auch nicht mehr das sind, was sie einmal waren. Rundherum ein durchaus empfehlenswertes Buch, weil es realistisch und praxisorientiert ist und man sich dann auch einmal überlegen kann, in welcher Richtung man sein Fachwissen vertiefen will, sobald man die grundlegenden Informationen verdaut und in die Praxis umgesetzt hat. Daß es zu differenzierter Grundlagenarbeit, zu gründlicher Analyse und detaillierter Planung rät und auch konkret anleitet, erscheint mir ebenfalls beherzigenswert. Allerdings muß man auch über das Buch hinausdenken: Es hat sich einiges geändert, seit es geschrieben wurde: Heute haben die Yuppies mehr Glanz als Alternatives, Leistung muß sich wieder lohnen, Krokuz und Desktop Publishing stellen uns vor ganz neue handwerkliche Aspekte und morgen kann schon wieder alles ganz anders sein.

Susanne Pribitzer



Behinderte in populären Erzählungen Studien zur historischen und vergleichenden Erzählforschung

Hans-Jörg Uther

Verlag Walter de Gruyter Berlin New York
1981, ISBN 3 11 008425 2 172 Seiten

Hier hat offensichtlich das bewußte Jahr einen Literaturwissenschaftler auf Ideen gebracht: Das Buch erschien (Geduld!) in der Supplement-Serie zu "Fabula" Zeitschrift für Erzählforschung (Journal of Folktales Studies/Revue d'Etudes sur le Conte Populaire), herausgegeben von Kurt Ranke, Reihe B: Untersuchungen, Band 5. Soviel weniger der Ordnung halber als zum Verständnis, respektive zur Warnung. Das ist was für Leute, die es ganz genau wissen wollen, die auch gern einmal die Vergangenheit durchforsten und die sich von umfangreichen Fußnoten nicht leicht verbittern lassen, nicht einmal dann, wenn sie z.B. auf ein Buch über die französische Prodigienliteratur in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts hinweisen (S.57).

Ich finde es - trotz aller Trockenheit und Beschränkung auf bestimmte Erzählformen - wichtig, weil darin die Wurzeln von Stereotypen aufgezeigt werden, mit denen wir uns heute noch herumschlagen. Nicht alles ist eine Erfindung dummer oder böser Journalisten! Paradekrüppel gibt es schon lang - kaum hat einer seine Defekte einigermaßen kompensiert, wird er schon der staunenden Umwelt als Exempel vorgehalten - obwohl er behindert ist, wir kennen das ja. Eine reiche Fülle von Erzählungen über gerissene Bettler, die entweder tatsächlich behindert sind oder gar die Behinderung nur vortäuschen, um zu Almosen zu kommen, läßt uns an gewisse Sozialstaat-Diskussionen denken. Behinderung als Strafe - sei es als Körperstrafe, etwa durch Blenden oder Verstümmeln oder als "Strafwunder" für irgendwelche blasphemischen Äußerungen oder Aktionen, mag auch heute irgendwo noch nachwirken

in unserer Einstellung ("Womit habe ich das verdient?" "vom Schicksal geschlagen", etc.) - nicht überall wird es so deutlich wie bei der Diskussion um AIDS als Strafe Gottes oder den eifrigen Bemühungen diverser Gruppen, alle möglichen Krankheiten wenn schon nicht als "Strafe", so doch als Folge individuellen Leichtsinns hinzustellen.

Ebenso kann man die Tradition der Behindertenwitze verfolgen - sie haben ihre Vorfahren in der Schwankliteratur, in der die Mißverständnisse und Absurditäten, die sich aus Behinderungen ergeben - sehr dankbar ist da die Gehörbehinderung - dem Publikum zum Ergötzen vorgeführt werden. Ebenso unerschwellig mag die Bedeutung von "Behinderung und Heilung" weiterwirken - in vielen Erzähltypen ein zentrales Thema. Als Belohnung oder als Wunder - die Beseitigung des Defekts ist das ersehnte Ziel. Menschlich verständlich - aber es gibt irreparable Schädigungen. Manche Berichte über "Wunder" der Reha-Technik spielen eine säkularisierte Variante des Themas durch.

Die Parallele zu populären Darstellungsformen der Gegenwart lassen sich immer wieder finden, auch wenn das Buch selbst nur historische Erzählformen behandelt.

Susanne Pribitzer



Massenmedien und Behinderte

Im besten Falle Mitleid?

H.Jürgen Kagelmann/Rosmarie Zimmermann
(Hrsg.)

Beltz Verlag Weinheim und Basel 1982
ISBN 3 407 54624 6 290 Seiten

Eine erste - punktuelle - Aufarbeitung einer ungeheuren Materialfülle - mehr ist

realistischerweise weder zu erwarten noch zu leisten. Aber irgendwo muß man ja anfangen, und es ist zu hoffen, daß weitere Arbeiten folgen, und zwar in Buchform - will sagen, von noch so guten Seminararbeiten oder auch Dissertationen, die in irgendeiner Bibliothek vor sich hin schmurgeln, haben wir halt nicht viel, so löblich die Absicht gewesen sein mag. Aber '81 ist halt schon wieder eine Weile her und welcher Verleger ... naja.

Denn Material dürfte genug da sein: "Um ein Ergebnis der Beiträge dieses Buches vorwegzunehmen: Es gibt erstaunlich viel zum Thema "Behinderung/Behinderte" in Büchern, trivialen und schönggeistigen Romanen, Comics, Unterhaltungsfilmen, Kinder- und Jugendbüchern. Es gibt viel Negatives, Schädliches, einfach Gedankenloses und subtil-unterschwellig Behindertenfeindliches. Es gibt aber andererseits auch einige bemerkenswerte positive Tendenzen." (S.9/10).

Und, was mir auch noch ganz wichtig erscheint: "Wir hatten bei der Vorbereitung dieses Bandes den Eindruck, daß man es sich bei Politikern wie Journalisten, bei "Behinderten" wie "Nichtbehinderten" zu einfach macht, wenn man allzu undifferenziert oder plakativ über das Verhältnis von Massenmedien und Behindertsein urteilt und dabei zu wenig die tatsächlichen Inhalte der Massenmedien kennt." (S.9).

Konsequenterweise haben sich die Autoren in den verschiedensten Bereichen umgesehen - keineswegs nur auf die herkömmliche Auffassung von Massenmedien beschränkt - und eine Reihe von Spezialuntersuchungen vorgelegt. Aus dem Bereich "Fernsehen" wird die "Aktion Sorgenkind" (Hannes Heiler) besprochen - vergleichbar unserem "Licht ins Dunkel". Die Kritikpunkte sind die gleichen: Durch derartige Spendenaktionen wird Geld für Segregation gesammelt, statt Rechtsanspruch gibt es - zweifelhafte - Wohltätigkeit.

Barbara Herting untersucht die Darstellung von psychisch Kranken im Medium Film und findet sehr unterschiedliche Darstel-

lungen: Von der Präsentation der Nicht-"Normalen" als Monster, potentielle Mörder, wahnsinnige Finsterlinge, etc. etc. bis hin zu sensiblen, kritischen oder dokumentarischen Filmen. Angst ist in vielen Filmen ein wesentlicher Faktor.

Was hier interessant wäre, wäre ein Stück Rezeptionsforschung: Wer sieht welche Filme, wer erwartet sich was, was bleibt als Erinnerung und wird in die Alltags-theorie übernommen?

Georg Deffner schildert die Situation einmal von der anderen Seite: Wie kommt ein Journalist eigentlich mit Behindertenthemen zurecht? Welche Art von Berichterstattung kann man sich von welchem Presseprodukt erwarten? Wie gehen Redaktionen mit den Anliegen emanzipierter Behinderteter - einzeln oder als Interessengruppe - um?

Peter Radtke hat sich die "große Literatur" vorgenommen und untersucht Darstellungsmuster - wir haben kaum andere Möglichkeiten, um die Einstellungen zu oder die Interpretation von Behindertsein in der Vergangenheit zu untersuchen, diese Einstellungen haben aber die heute vorhandenen mitgeprägt, sind manchmal noch sehr lebendig. Eine gewisse Humanisierung läßt sich nicht verleugnen - Behindertsein wird entmythologisiert und Behindertwerden wird zunehmend thematisiert.

Adolf Höfer hat aus der angeblich reinen Gegenwartsliteratur, die sich mit dem psychisch kranken oder gestörten Menschen beschäftigt, den 1976 erschienenen Roman "März" von Heinar Kipphardt (Psychiater und freier Schriftsteller) ausgewählt. Der Roman ist auch verfilmt worden, Eure ergebene Rezensentin kennt leider weder Buch noch Film, gibt aber zumindest die Information weiter, daß es eine Ausgabe von Rowohlt/rororo gibt: Nr. 4259. Laut Höfer empfehlenswert, um zu einem neuen Verständnis von Gesundheit und Krankheit zu führen. Aber daß es eigentlich die Gesellschaft ist, die krank macht, und vielleicht die Herrschaften von BASF oder Control-Data oder so eine eigene Art von Normalität haben, das ist uns doch nicht

soo neu, oder?

Ein reiches Feld findet H. Jürgen Kagelmann, wenn er die Trivialliteratur auf die Darstellung von psychischen Störungen und psychisch Gestörten abklopft. Viel Gutes kommt dabei nicht raus, weder für die Trivialliteratur noch für die Darstellung von psychischen Abweichlern. Die Inhaltsanalyse, die dem Beitrag zugrunde liegt, wurde zwischen 1976 und 1979 durchgeführt, sehr viel davon ist sicher noch gültig: Das Bild wird einerseits von Unkenntnis über psychische Störungen beherrscht - die sich dann in absurden Erklärungsversuchen niederschlagen und sich vor allem an schweren Fällen (Wahnsinnige, Irre) orientieren, andererseits steckt darin doch einiges Nachdenken über das Phänomen und viel Angst vor der Psychiatrie. Wer hätte das gedacht?

Zimmermann/Kagelmann untersuchen das Bild der Behinderten in den Comics, wobei sie zwischen Humor-Comics und Abenteuer-Comics unterscheiden (Fantasy-Comics gabs damals - 1982 - noch nicht, es werden aber kaum viele Behinderte drin vorkommen). Erstaunlich ist die vielfältige Funktion der Darstellung von Behinderung, ihre symbolische Verwendung - die Autoren warnen vor plakativ-simplen Vorstellungen über die "diskriminierende" Wirkung von bestimmten Comic-Darstellungsformen.

Selbiges Autorenduo untersucht weiters zwei Jugendbücher - der "Regenbogenweg" von Othmar F. Lang und "El Loco" von Alberto Manzi auf die Art und Weise der Darstellung von psychisch Kranken. Seit den 70er Jahren ist eine Zunahme der Kinderbücher mit sozialer Thematik festzustellen (man bekommt den Verdacht, daß die Kinder all die Probleme lösen sollen, die die heute Erwachsenen auch nicht gemeistert haben - wozu hat man/frau denn einen Nachwuchs, wenn nicht, um die versaute Welt wieder in Ordnung zu bringen, S.P.), wobei leider oft Klischees und Stereotype oder aber moralische Appelle gegenüber richtiger Information überzeugender Argumentation dominieren. Im "Regenbogenweg" - es geht auch um Laienhelfer in der Psychiatrie - orten sie zu we-

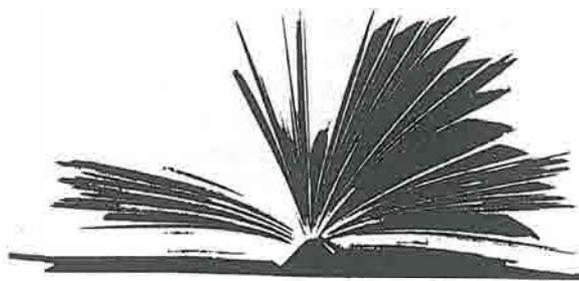
nig kritische Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Randbedingungen. In "El Loco" wird das Thema des "Verrücktseins" mit dem von Ausbeutung und Unterdrückung in einer südamerikanischen Bergarbeiterstadt verknüpft.

Rosmarie Zimmermann widmet dann noch der Behinderung in der realistischen Kinder- und Jugenderzählung ein eigenes Kapitel. Insbesondere untersucht sie die sachliche Richtigkeit der Schilderung von Behinderten und Behinderungen und die ideologischen und alltagstheoretischen Muster in der Darstellung von Behinderung. Trotz vieler guter Ansätze werden vor allem die gesellschaftlichen Hintergründe von Behinderung nur selten berührt. Die Vielfalt der Behandlung ist beachtlich, dennoch werden bestimmte Aspekte des Behindert-Seins bevorzugt herausgegriffen (detaillierte Untersuchung wird für die Zukunft versprochen).

Der Theorie-Teil schließt dann mit Lothar Sandforts Medien-Manifest, in dem er die Rolle der herkömmlichen Medien sehr realistisch skizziert (Abhängigkeit von Marktmechanismen, etc. etc.) und Chancen zur Zusammenarbeit nur in sehr wenigen Bereichen sieht, weil die Interessen zwischen Behinderten und Medienleuten, die ein ganz bestimmtes Bild von der Wirklichkeit zeichnen müssen, zu groß sind.

Daran schließt sich ein umfassender Service-Teil für die praktische Arbeit mit populären Medien. Er enthält Kinder- und Jugendbücher, Bilder- und Fotobücher für Kinder und Erwachsene, Spiel- und Dokumentarfilme, Tonbildschauen und ähnliche Medien. Die Medien wurden sorgfältig ausgewählt und sind ausführlich kommentiert - Standpunkt kritisch und anspruchsvoll, was die Darstellung von Behinderung betrifft - also vertrauenswürdig.

Susanne Pribitzer



Eingriffe: Zwangssterilisation geistig behinderter Frauen.

Swantje KÖBSELL

München: AG-SPAK-Publikationen, 1987 (Materialien der AG SPAK; M 79)

ISBN 3-923126-46-8

(DM 20,--)

Dies ist ein weiterer Band radikal-kritischer und zugleich fundiertester Auseinandersetzung mit (gesellschaftlichen) Problemen behinderter Menschen aus der bereits stattlichen Reihe der AG-SPAK-Publikationen - es sei in diesem Zusammenhang etwa erinnert an die Dokumentation "Krüppel-Tribunal. Menschenrechtsverletzungen im Sozialstaat" oder an das Buch behinderter Frauen "Geschlecht: BEHINDERT - Besonderes Merkmal: FRAU" (das bereits in zweiter Auflage erschienen ist!). Der vorliegende Band verfolgt die Geschichte der Zwangssterilisation geistig behinderter Frauen aus grauer (d.h. brauner) Vorzeit bis heute, wobei deutlich wird, daß in dieser Geschichte mehr Kontinuitäten personeller und inhaltlicher Art vorzufinden sind, als es einer sich als fortschrittlich verstehenden Geistigbehindertenhilfe angemessen wäre. Um an die verdrängte und verschüttete Sach- und Datenlage einer mutmaßlich weit verbreiteten Praxis der Zwangssterilisation umfassender heranzukommen, wählte die Autorin folgenden Weg: "Es mußte untersucht werden, welche Positionen die Behindertenpädagogik zur Sterilisation geistig behinderter Menschen einnimmt. Gleichzeitig werden die dortigen Einstellungen zur Sexualität geistig behinderter Menschen mituntersucht, da diese auch die Einstellungen zur Sterilisation mitbeeinflussen. Auf den ersten Blick erscheint es etwas weit hergeholt, sich in diesem Kontext mit der Behindertenpädagogik auseinanderzusetzen, es hat jedoch direkten Bezug zur Fragestellung. Der Umgang mit geistig behinderten Menschen wird von den Pädagogen mitbestimmt, und Sonderschullehrer waren im Faschismus an der Sterilisation ihrer Schüler beteiligt. Auch heute sind sie in diesem Zusammenhang von

Bedeutung, in dem sie z.B. die Eltern geistig behinderter Menschen für oder gegen eine Sterilisation ihrer Kinder beraten." So ist das Buch demnach aufschlußreich hinsichtlich der Problematik der Sexualität geistig behinderter Menschen an sich, im besonderen auch bezüglich der sozio-normativen Kontrollmechanismen, und im speziellen hinsichtlich jener "bevölkerungspolitischen" Maßnahmen einer Epoche, deren Nachwirkungen bedauerlicherweise gerade in diesem sensiblen Bereich noch immer präsent sind. Rechnet man gewisse zeitgeistig-ideologische Aspekte der "Wende" mit ein, die der Fortsetzung, ja Intensivierung noch immer gehandhabter Praktiken eher Vorschub leisten denn ihrer Eliminierung, so erscheinen die aufklärenden Recherchen Köbsells hier und jetzt umso notwendiger. Und wäre selbst der Zeitgeist ein gänzlich anderer, so wäre doch jeder einzelne "Fall" einer zuviel, sodaß die Offenlegung eines rezenten Aspektes von "Alltagsfaschismus" anstand und weiterhin, was die reale Beseitigung gehandhabter Praktiken betrifft, ansteht.

Die Autorin schildert vergangene und gegenwärtige Vorkommnisse und Zustände anhand der Geschichte der beiden führenden Trägerorganisationen der Geistigbehindertenhilfe in der BRD: "Innere Mission" und "Lebenshilfe für geistig Behinderte e.V.". Das erste Kapitel ist der historischen Entwicklung des (Zwangs-)Sterilisationsgedankens gewidmet, welcher auf Theoremen des Sozialdarwinismus, der Eugenik und Rassenhygiene beruht, d.h. auf (pseudo-)wissenschaftlichen Konzepten, die lange vor dem historischen Faschismus existierten. Vor und insbesondere nach dem Ersten Weltkrieg wurden die Diskussion zunehmend "praktischer", d.h., die zunächst noch vereinzelt Eingriffe mehrten sich - ebenso wie der Druck auf die Gesetzgebung. Der Boden, auf dem die Nazis 1933 das "Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses" installierten, war gut vor- und aufbereitet. "Angeborener Schwachsinn" stand in diesem Gesetzestext auf Platz 1 der Indikationenliste zur Zwangssterilisation, es sollte aber daran erinnert werden, daß hierin auch bereits

ganz "normale" Behinderungen (erbliche Blindheit, Taubheit) angeführt wurden" Später kam etwa noch die Kategorie des "moralischen Schwachsinn" dazu, um die sog. "Asozialen" aus der biologischen Fortpflanzung auszuschalten, was in der Praxis dann auch die Jüdinnen und "Ostarbeiterinnen" betraf. Die Massensterilisationen waren dieserart legistisch umfassend "abgesichert" und wurden ebenso umfassend in die Wege geleitet, bzw. - wo das Gesetz noch Lücken aufwies ("Rheinlandbastarde") - in illegaler Weise exekutiert. Bis 1945 wurden dieserart mindestens 400.000 Menschen zwangssterilisiert. Diese gigantische Zahl verschleierte dennoch das wahre Ausmaß der "bevölkerungspolitischen" Maßnahmen: Zitat: "Es soll hier nur kurz darauf hingewiesen werden, daß die Zwangssterilisation nur ein Teil der Politik der Nazis gegen Menschen war, für die der 'völkische Staat' keine Verwendung hatte. Diese Politik läßt sich am einfachsten auf die Formel 'Asylieren - Sterilisieren - Vernichten' bringen. Behinderte waren hievon besonders betroffen, da sie nicht einmal über eine wirtschaftlich ausnutzbare Arbeitskraft verfügten." - Wer nun glaubt, das Gesetz wäre 1945 sofort beseitigt worden, irrt. Es wurde zwar formal außer Kraft gesetzt, jedoch erst 1975(!) endgültig ad acta gelegt. Zwar war also Sterilisation im Nachkriegsdeutschland strafbar, wurde aber dennoch praktiziert (eine Zahl hiezu aus Niedersachsen: 2.500 bis 1962). 1966 erfolgte die Entscheidung, daß Sterilisation mit Einwilligung der Betroffenen nicht strafbar, mithin ohne Einwilligung schwere Körperverletzung sei. In der Praxis erwies sich die Zeit vor dem 18. Lebensjahr als "rechtsfrei", sodaß die meisten Zwangssterilisationen ab diesem Zeitpunkt an Minderjährigen vorgenommen wurden. Besagte "Rechtsfreiheit" ist allerdings höchst fragwürdig, was jedoch nicht verhinderte, daß bis heute fleißig weitersterilisiert wurde. Wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter. Seit 1984 wurde (aufgrund einer "Panorama"-Sendung) die Diskussion jedoch brisanter und öffentlicher.

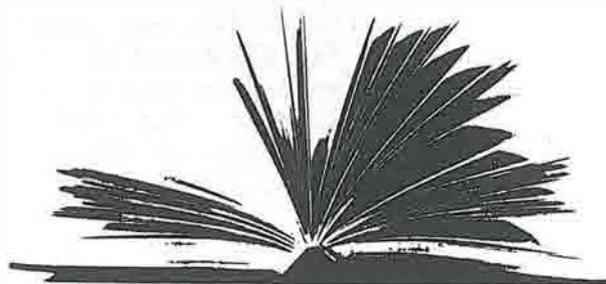
Im Kapitel "Sexualität und (Zwangs-)Ste-

rilisation geistig behinderter Menschen in der Behindertenpädagogik" zeigt die Autorin sodann den Überbau dieser fortexistierenden Praktiken auf, wieder bis in Zeiten des deutschen Kaiserreiches zurückgreifend. Von Anfang an beinhaltet die Hintergrundideologie der Heilpädagogik starke irrationalistische und biologistische Elemente; die damalige bürgerliche Psychiatrie als extreme Kontrollwissenschaft schlug ebenfalls kräftig mit zu Buche. Aufklärerisch-bildungsoptimistische Ansätze fanden kaum Eingang, bzw. wo doch, kaum Umsetzung und Verbreitung. Auch die Heilpädagogik der Weimarer Republik war hauptsächlich durch die konservative Tradition bestimmt, sodaß der Nationalsozialismus nahtlos an diese anschließen konnte, um sie letztlich zu verabsolutieren. Forschungsgeschichtlich ist diese Periode, insbesondere die der Nazi-Zeit, noch immer mehr oder minder ein "schwarzes Loch" und somit Nährboden für Residuen dieser Tradition auch in der Nachkriegs- und rezenten Heilpädagogik. Köbsell geht diesen Residuen am Beispiel der noch relativ jungen Sexualpädagogik für geistig behinderte Menschen nach, in welcher sie eine repressive und eine (schein-)liberale Strömung ortet - erstere triebdeterministisch orientiert, letztere vordergründig libertinär, was hintenherum jedoch oft auf teils schwer durchschaubare Weise wieder zurückgenommen werde. Beide Positionen liefen letztlich doch darauf hinaus, keine "schlafenden Hunde zu wecken", woraus die Notwendigkeit "lebenslangen Geleits" resultiere. Weitgehende Einigkeit aller Fachautoren herrsche schließlich hinsichtlich der Vermeidung von Nachkommenschaft geistig behinderter Menschen. Da - mit wenigen Ausnahmen - den Betroffenen der Umgang mit Verhütungsmitteln nicht zugetraut wird, läuft dies auf Akzeptanz der Sterilisation hinaus, wobei die "Interessen der Behinderten" in zynischer Weise als Legitimationsgrund herhalten müssen, und bestenfalls gilt sie (die Sterilisation) als das "kleinere Übel". Frauen sind von den Auswirkungen dieser Grundhaltung(en) in der Praxis deutlich stärker betroffen, wie nun das anschließende Kapitel über die "(Zwangs-)Sterilisation geistig be-

hinderter Mädchen und Frauen" zeigt. Auch diese spezifische Benachteiligung überlebte die Gesellschaftssysteme und geschichtlichen Epochen, wie seitens der Autorin eindringlich und gut belegt vorgeführt wird. Die Sterilisation insbesondere der Mädchen ist noch heute manifestester "Teil eines Betreuungskonzepts", in welchem verlogenerweise sog. "Blinddarm-Operationen" die Regel sind. Belegsmäßig noch weiter ins Detail gehend, deckt Köbsell sodann die Praktiken der beiden eingangs genannten Organisationen (Innere Mission und Lebenshilfe) auf, wobei als "Nebeneffekt" bemerkenswerte personelle Kontinuitäten zur Nazi-Ära transparent werden (wie die Vorgeschichte der Lebenshilfe, die ja erst 1958 gegründet wurde, zeigt). Zwar veränderte sich allmählich - mit der allgemeinen Liberalisierung der Sexualität in den 70er Jahren - auch die Einstellung zur Sexualität behinderter Menschen, doch verbleibt die Praxis der Verhinderung möglicher "Folgen" weitgehend in einer Grauzone bzw. wird erst in neuester Zeit sehr kontrovers diskutiert, insbesondere die "Freiwilligkeit" der noch heute vorgenommenen Sterilisationen. Köbsell nennt die herrschenden Zustände in den "Schlußbemerkungen" denn auch "besonders skandalös" und greift im speziellen Legitimationsbehauptungen etwa der Art an, daß "Sterilisation der Mädchen (...) Voraussetzung für wirkliche Integration" sei. Sie verlangt konsequente Strafverfolgung und Verhinderung der in Diskussion befindlichen Legalisierung dieser Praxis; sie fordert weiters die überfällige Vergangenheitsbewältigung in Behindertenorganisationen und Behindertenpädagogik; diesen, d.h. den Funktionären und Pädagogen böte sich anstelle dessen "ein breites Spektrum alternativen Engagements .. Gerade in der Sexualerziehung geistig behinderter Mädchen gibt es offensichtlich große Defizite. Es müßte eine Sexualerziehung konzipiert und mit den Mädchen durchgeführt werden, die sich an den Bedürfnissen orientiert und ihnen die Kompetenzen vermittelt, die sie benötigen, um die Verhütung eigenverantwortlich durchzuführen. Dies ist jedoch nur im Rahmen einer Erziehung möglich, die ins-

gesamt darauf ausgerichtet ist, Bevormundung zu vermeiden und gezielt Selbständigkeit und Selbstvertrauen zu fördern." Flankierend wird vorgeschlagen, Frauenärzte und Beratungsstellen in die Lage zu versetzen, die Betroffenen angemessen zu beraten; es müßten schließlich soziale Strukturen geschaffen werden, die es geistig behinderten Frauen ermöglichen, Kinder aufzuziehen (z.B. Familien-Helfer-Modell/Berlin); die Eltern geistig behinderter Kinder müßten von Anfang an Unterstützung erhalten; es wäre endlich eine "saubere" juristische Lösung zu finden, etc. Das vorliegende Buch verstehe sich in diesem Sinne als Diskussionsbeitrag - und es ist der Autorin sehr zu danken, diesen Beitrag unter Aufwendung mühseliger, weil unliebsamer Recherchearbeit in sehr kompakter Form und in richtiger, d.h. betroffenenzentrierter Perspektive erstellt zu haben. Auch der AG SPAK als Transporteur dieser Botschaft ist zu danken, diesem berechtigterweise "radikalen" Standpunkt Öffentlichkeit verschafft zu haben, insbesondere in Zeiten wie diesen, wo in gewissen Kontexten sogar die "Euthanasie-Frage" wieder diskussionswürdig geworden ist. Was das Stichwort "Öffentlichkeit" anbelangt, ist abschließend noch auf den dem Band beigegebenen "Pressespiegel" zu verweisen, der immerhin aufzeigt, daß dieses Thema in unserem Nachbarland ein öffentlich gewordenes ist. Eine österreichspezifische ergänzende Darstellung der Problematik steht noch aus - und wäre gerade im Jahre 1988 auch aus Gründen implizierter Vergangenheitsbewältigung angemessen, samt Herstellung einer entsprechenden Öffentlichkeit für jene abgründigsten Aspekte des Themas "Behinderung".

Jeff Bernard



Italienische Verhältnisse - insbesondere in den Schulen von Florenz.

Jutta SCHÖLER (Hg.)
Berlin: Klaus Guhl 1987
ISBN 3-88220-359-5

(DM 30,--)

Jutta Schöler, eine engagierte Integrationsforscherin und gründliche Sachkennerin der integrativen Arbeit in Italien, hat gemeinsam mit einer Berliner Exkursionsgruppe ein breit informierendes und anregendes Werk herausgegeben, das mit seinen 40 Einzelbeiträgen einen wirklich gelungenen Einblick in die "italienischen Verhältnisse" gibt. Den Titel des Buches verstehen viele als aufwertende Kurzformel für das gemeinsame schulische Leben und Lernen behinderter und nichtbehinderter Kinder. Er bedeutet aber auch für andere eine abwertende Kurzformel, weil in Italien angeblich, insbesondere aus ökonomischen Gründen, die Sonderschulen abgeschafft wurden. Insofern ist der Buchtitel für eine konstruktive Auseinandersetzung mit der gegebenen integrativen Realität treffend gewählt.

Die anschaulichen, aspektreichen und phantasievoll gestalteten Beiträge erörtern auch Forschungsprojekte und medizinisch-psychosoziale Grundfragen und geben vor allem Einblick in die Struktur, Bedingungen und Arbeitsweise der konkreten integrativen Praxis in Schulen. Sie sind unter 4 Leitgedanken dargestellt: (1) Grundsätzliche Fragen zur Nichtaussonderung von Kindern mit besonderen pädagogischen Problemen. (2) Lebendige Schule. (3) Kinder mit Behinderungen in der Schule. (4) Die Änderung von Strukturen: Beispiele, Personen, Lösungswege.

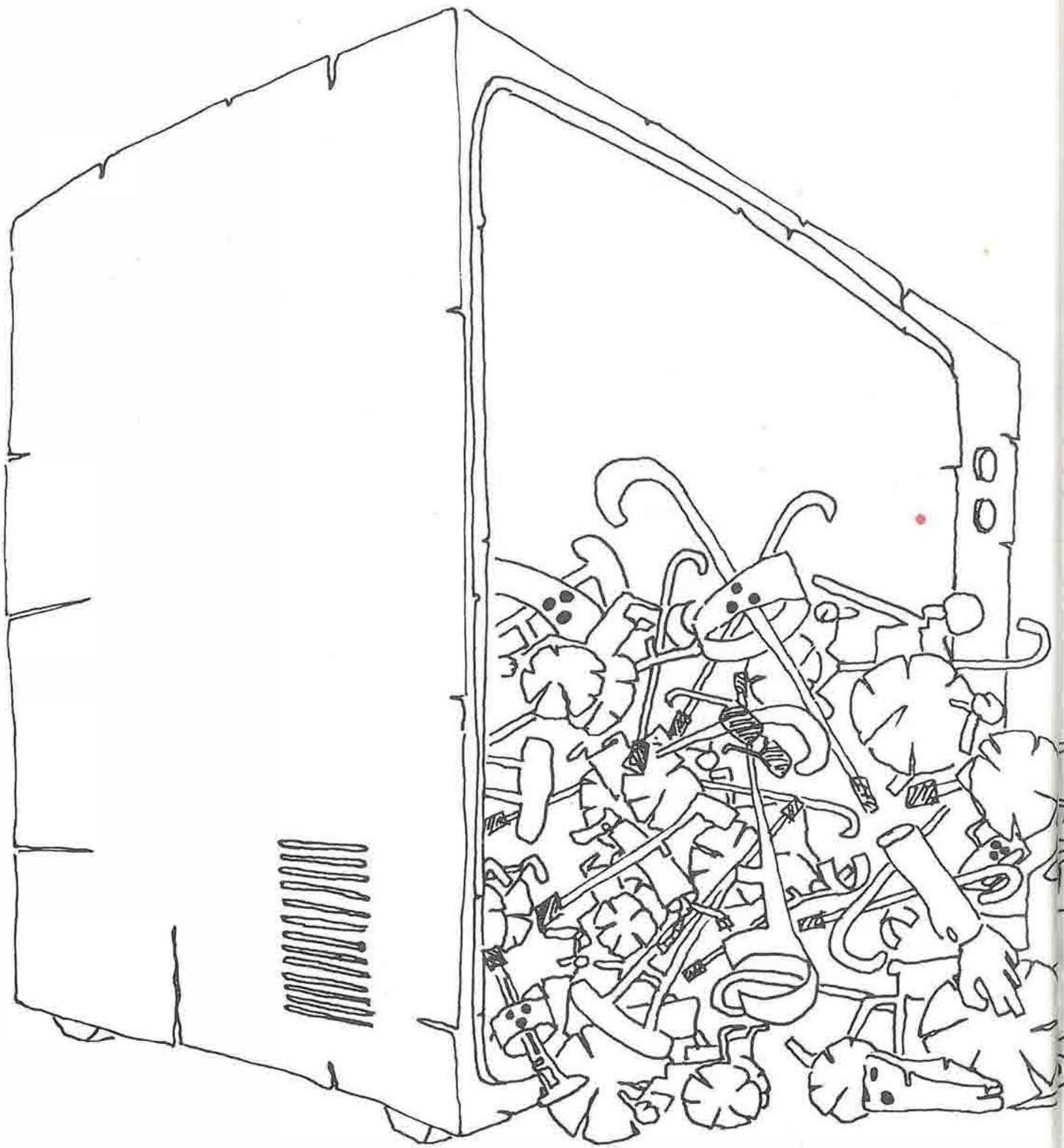
Die Beiträge sind aber auch als kritische Anfragen an eine sich selbst genügende sonderschulische Praxis zu verstehen und können unter folgender Leitfrage gelesen und reflektiert werden: Ist es normal, "Menschen auszusondern, die besondere Zuwendung brauchen, um individuelle oder soziale Nachteile auszugleichen?" (Schö-

ler, S.12). So wird z.B. zitiert, daß ein Gericht einen Schulamtsleiter und einen Schulleiter verurteilt hat, weil sie "die Aufnahme eines behinderten Kindes in die erste Klasse der Mittelschule abgelehnt" (S.253 f.) hatten. Es wird aber auch von unterrichtsimmanenten therapeutischen Maßnahmen bei psychotischen Kindern und vom Prozeß der Eingliederung geistig behinderter Menschen in die Arbeitswelt berichtet. Ein weiterer Beitrag, verfaßt von Frau Gänsbacher, Mutter der behinderten Tochter Daniela, zeigt in beeindruckender Weise eine "Integrationsgeschichte", die ursprünglich den Titel "Das Glück, Daniela zu haben" tragen sollte, auf (S.290-297).

Von besonderem wissenschaftlichem Interesse dürften die Beiträge des italienischen Psychologen Ludwig O. Roser (Gegen die Logik der Sondereinrichtung, S.72-80; Probleme des Übergangs von der Schule in die Arbeitswelt, S.320-333) und Jutta Schöler (Die Arbeit von Milani-Comparetti und ihre Bedeutung für die Nicht-Aussonderung behinderter Kinder in Italien und in der Bundesrepublik Deutschland, S.334-352) sein.

Im Anhang finden wir u.a. das schulische Integrationsgesetz von 1977 und die seit dem Schuljahr 1987/88 gültigen Integrationsrahmenlehrpläne für die Grundschulen. Sie können der bundesrepublikanischen (wie auch österreichischen; Anm.d. Red.) Integrationsdiskussion wertvolle Impulse geben, sofern man sie auch unter Beachtung der in diesem Werk angegebenen aktuellen und weiterführenden Literatur gründlich studiert.

Das Buch wendet sich an Eltern behinderter und nichtbehinderter Kinder, an LehrerInnen, StudentInnen und DozentInnen und "an alle, die an der Nichtaussonderung von Menschen in schwierigen Lebenssituationen interessiert sind". Das preiswerte Buch (alle Autoren verzichteten auf ein Honorar und werden es bei weiteren Auflagen - die es sicherlich haben wird - einer Elternselbsthilfegruppe spenden) wird bei den genannten Adressatenkreisen seine Wirkung entfalten. Mögen



sie es kritisch und besonnen lesen und reflektieren. Freilich werden sich auch die Integrationsgegner mit diesem Werk auseinandersetzen. Auch sie können neue Einsichten gewinnen, sofern sie die Realität aufmerksam wahrnehmen.

Ferdinand Klein



Nachtrag zu LOS Nr.19

Die im letzten LOS erschienenen Beiträge
"Abschied vom Heim - Erfahrungsberichte

aus ambulanten Diensten und Zentren für selbstbestimmtes Leben von Anneliese Mayer und Jutta Rütter"

sind nunmehr in einer Publikation der AG SPAK erschienen. LOS dankt der AG SPAK für die Möglichkeit des Vorabdruckes.

Hrsg.: Mayer/Rütter
ABSCHIED VOM HEIM
Erfahrungsberichte aus Ambulanten
Diensten und Zentren für
Selbstbestimmtes Leben
ISBN 3-923 126-53-X
ersch.Frühjahr 1988
224 Seiten
DM 22,--

Vor ungefähr 10 Jahren entstanden die ersten selbstorganisierten Hilfsdienste für Behinderte. Ihr Ziel war es, durch individuelle Hilfeleistungen ein Leben außerhalb von Sondereinrichtungen zu ermöglichen, Heime überflüssig zu machen.

In diesem Buch werden Berichte aus Ambulanten Diensten der BRD und Österreichs vorgestellt. Helfer und Kunden kommen zu Wort, geben ihre Erfahrungen wieder.

Der Band beschränkt sich jedoch nicht auf die Darstellung Ambulanter Dienste, sondern stellt sich auch der grundsätzlichen Diskussion über sie. Ihnen wird das Modell der 'Zentren für Selbstbestimmtes Leben' gegenübergestellt, das in den USA und Schweden bereits praktiziert wird.

Bezugsquelle: Buchhandel oder direkt bei der AG SPAK, Adlzreitstraße 23, D-8000 München 2.



